Est A. 1458

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der Baltischen Monatsschrift

56. Jahrgang · Herausgegeben von Alexander Eggers.

Inhalt: · Heft 3

Mitteilung. (S. 161.)
Hermann Graf Keyserling: Aus dem Reisetagebuch eines Philosophen. (S. 161.)
Prof. Dr. Alexander v. Brandt: Frauenbewegung und Frauengehirn. (S. 170.)
Dr. Theodor Skribanowitz: Unsere Gewißheit von der Außenwelt in der Philosophie Johannes Rehmkes. (S. 184.)
Ernst Keuchel: Andrei Bjely und der russische Symbolismus. (S. 195.)
Wilhelm Baum: Theodor Hermann Pantenius. (S. 202.)
Elisabeth Hoffmann: Dorpat vor 60 Jahren. (S. 214.)
B. Briem: Das „Zerstörungsfest" in Katharinenfeld (Kaukasus). (S. 223.)
Bücherbesprechungen. (S. 228.)
Benvenuto Sartorius: Gottbegnadet? (Roman). (S. 233.)
Anzeigen. (S. 240a.)

· Reval 1914 ·
· Verlag von G. Löffler · Riga ·

Die Baltische Gegenseitige
Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien**

Todesfallversicherungen,
gemischte Versicherungen,
Aussteuerversicherungen,
Erlebensfallversicherungen,
Rentenversicherungen.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen,** nach kurzer Dauer

unanfechtbar und unverfallbar.

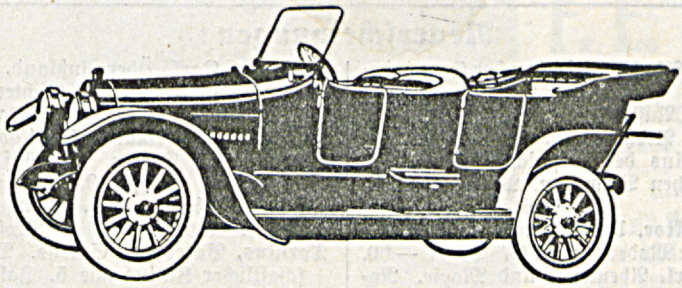
Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.
Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten** Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestr. 29.

GENERAL-VERTRETER für Nordlivland:
Herr **O. von Transehe-Roseneck, Dorpat,** Schloßstraße 1.

GENERAL-VERTRETER für Südlivland:
Herr **A. Baron Maydell-Ulpisch, Riga,** Todlebenboulv. 7, W. 1.

GENERAL-VERTRETER für Kurland:
Herr **J. Baron Koskull, Mitau,** Palaisstraße 10.



BENZ

Die Weltmarke!

Alleinverkauf für die Provinzen
Livland, Kurland und Kowno

A. von Kuhlberg

Riga, Alexanderstraße 102.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße Nr. 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Neuerscheinungen:

Damaschke, Adolf. Aufgaben der Gemeindepolitik. I. Heft. Die Besteuerung des Bodens. 6. Aufl. 126 S. Brosch. R. —.66.

Dewitz, H. Prehn von. Mammonarchen I. Teil. Aus der Geschichte der großen ausländischen Vermögen. Mit Abb. 96 S. Brosch. R. —.55.

Dobbert, Viktor. Unsere Kirche und die Lehrfreiheit der Modernen. 61 S. Br R. —.60.

Federn, Karl. Abenteuer und Magie. Novellen. 374 S. Brosch. R. 165, geb. R. 2.70.

Fraser, John Foster. Der Panamakanal. Seine Entscheidung und Bedeutung. Mit 2 Karten und 46 Ill. 274 S. Br. R. 1.65.

Gogarten, Friedrich. Fichte als religiöser Denker. 119 S. Brosch. R. 138.

Haeckel, Ernst. Die Natur als Künstlerin nebst: Dr. W. Breitenbach, Formenschatz der Schöpfung. Mit 76 Bildertafeln. 114 S. Brosch. R. .96.

Hauptmann, Gerhart. Der Bogen des Odysseus. 168 S. Brosch. R. 165, geb. R. 2.40.

Helmolt, Hans F. Weltgeschichte. 1. Bd. Mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen u. 170 Abb. im Text. 2. Aufl. 650 S. Brosch. R. 7.50.

Henseling, Robert. Sternbüchlein für 1914. Mit 52 Abb. 95 S. Brosch R. --.55.

Hoppenstedt, Julius. Das Volk in Waffen. I. Bd Das Heer. Mit 150 Abb. Zusammengestellt und herausgegeben. 47 S. Brosch. R. 105.

Aus der Jugendzeit (der „Lebensfreude" 7. Bd.). Sprüche u. Gedichte gesammelt von P. J. Tonger. 159 S. Brosch R. —60.

Luthmer, Ferdinand. Deutsche Möbel der Vergangenheit. Mit 144 Abb 2. Aufl. (Monographien des Kunstgewerbes Bd. VII.) 154 S. Geb. R. 3.—.

Die Nächte der Königin Liebe. Aus dem ältesten deutschen Märchenbuch „Gesta Romanorum" 422 S. Brosch. R. 2.20.

Napoleons Untergang. III. Bd. 1814. Herausg. von F. H. Kircheisen. (Memoiren-Bibliothek. V. Serie. I. Bd.) 338 S. Brosch. R. 330, geb. R. 420.

Ostwald, Wilhelm. Auguste Comte. Der Mann und sein Werk. Mit Comtes Bildnis. 288 S. Brosch. R. 275, geb. R 3.60

Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung gesammelt von Will Besper. 436 S. Kart. R. 1.—, geb. R. 1.80.

Roosevelt, Theodore. Aus meinem Leben. 500 S. Brosch. R. 495, geb. R. 6.—

Schieber, Anna. Und hätte der Liebe nicht. 95 S. Geb. R. —.60.

Strählin, Karl. Über Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde. 265 S. Kart. R. 3.60.

Sudermann, Hermann. Die Lobgesänge des Claudian. Drama in fünf Aufzügen. 169 S. Brosch. R .165, geb. R. 2.40.

Tagore, Rabindranath. Gitanjali (Sangesopfer). 136 S. Brosch. R. 1.38.

Tornius, Valerian. Salons. Bilder gesellschaftlicher Kultur aus 5. Jahrhunderten. Bd. 1. Renaissance u. Barock. Mit 24 Tafeln. 223 S. Bd. II. Rokoko. Empfindsamkeit und Romantik. Mit 24 Tafeln. 260 S. Bd. I./II. geb. R. 6.—.

Uexkull, Jakob Baron. Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Herausg. u. eingeleitet von Felix Groß. 298 S. Brosch. R. 2.75.

Urkunden und Nachrichten zu einer Familiengeschichte der Barone, Freiherren, Grafen und Fürsten Lieven. Gesammelt von Baron Alexander Lieven. I. Teil. Die Lieven in Livland von 1269—1389, in Estland von 1389—1713, in Schweden seit 1653. 250 S. II. Teil. Die Lieven in Kurland und in den Grenzgebieten von Littauen seit 1507. 568 S. Bd. I./II. mit Stammtafel. Brosch. R. 8.—.

Vorträge über wissenschaftliche und kulturelle Probleme der Gegenwart, aus dem Fortbildungskursus der Baltischen Literärischen Gesellschaft im Jahre 1913, von A. Harnack, L. v. Schroeder, L. Deubner, E. Troeltsch, K. Girgensohn, A. Fischer, B. Harms, H. Rausch v. Traubenberg, A. v. Antropoff. 173 S. Br. R. 3.20.

Richard Wagners Gesammelte Schriften. Herausg. von Julius Knapp. Bd. 1/5. Geb. R 6.—.

Richard Wagners Schriften. Einzelausgaben. (Lesebücher.) à R. —.30.

Wedekind, Frank. Simson oder Scham und Eifersucht. Dramatisches Gedicht in drei Akten. 115 S. Brosch. R. 1.10.

Wolf, Gustav. Die schöne deutsche Stadt. Norddeutschland. Mit 211 Abb. 235 S. Geb. R. 1.68.

W . . . . n, Fr. V. von, Barklay de Tolly und der vaterländische Krieg. 1812. Mit 1 Porträt und 1 Karte des Kriegsschauplatzes. 173 S. Brosch. R. 1.80.

Zambaur, Hortense v. Die Belagerung von Skutari 198 S. Geb. R. 1.50.

Tschimmer, Eberhard. Philosophie d. Technik. Vom Sinn der Technik und Kritik d. Unsinns über die Technik. 184 S. Brosch. R. 1.65.



Dermoplastisches Laboratorium
von
F. E. Stoll
Zool. Konservator.
Riga,
Karlstraße 25, beim
Tuckumer Bahnhof.

I. Preis gr. silb. Med. Riga 1899.
Gold. Med. Jubil.-A. Riga 1901.
Gold. Med. Hunde-A. „ 1902.
Gold. Med. Gefl.-Ausst.„ 1905.

Ausstopfen
von
Säugetieren, Vögeln etc.
Präparieren
u. **Montieren**
schädelechter Geweihe und
Gehörne.

Gesucht wird ein

Gehilfe des Hausvaters

dem bei freier Station und entsp. Gehalt obliegen würde; der Unterricht in einer Abend- und event. auch einer Morgenstunde (deutsch und russische Sprache). Umgang mit den Zöglingen in deren Freizeit, namentlich auch an Sonntagen (Ausflüge ꝛc.), Kontrolle über die Schlafsäle ꝛc. Zu seiner freien Verfügung bleiben jedoch die Wochentagstunden von 9 bis etwa 1 Uhr und von 4—7 Uhr nachm.

Schriftliche Bewerbungen, wir denken dabei in erster Linie an junge frische Persönlichkeiten, mit Angabe der Gehaltsansprüche, Mitteilung von Empfehlungen und des Curriculum vitae, erbeten an Buchhändler G. Löffler, Riga, Postfach 317.

I. Rigaer Deutsches Kaufmanns-Lehrlingsheim.

Otto Schwarz, Riga

Importierte

Weine u. Zigarren

Spezialität:

Mosel-, Rhein-

und

Bordeauxweine

Versand nach allen
Plätzen Russlands

∴ Neue Preislisten soeben erschienen ∴

Est. A-1458

Deutsche Monatsschrift für Rußland

der

Baltischen Monatsschrift 56. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Est-A
Bibliotheca Universitatis Tartuensis
1946:3807
16 708

Nr. 3. Märzheft. 1914.

Mitteilung.

Wir beehren uns unsere Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß durch eine Vereinbarung mit der „Baltischen Literarischen Gesellschaft", der Eigentümerin der „Baltischen Monatsschrift", eine **Vereinigung unserer Zeitschrift mit der „Baltischen Monatsschrift"** stattgefunden hat.

Das bisherige Programm der „Deutschen Monatsschrift für Rußland" gilt auch für die Zukunft, unsere Zeitschrift wird nach wie vor **die Interessen aller Deutschen Rußlands** vertreten, zugleich aber auch ihre besondere Aufmerksamkeit den kulturellen Bestrebungen und Existenzbedingungen **des baltischen Deutschtums in Vergangenheit und Gegenwart** zuwenden und dadurch die Traditionen der früheren „Baltischen Monatsschrift" fortsetzen.

Die Vereiniguug der beiden Zeitschriften tritt schon mit dem laufenden Jahrgang in Kraft und kommt von diesem Heft an auch in der Titeländerung zum Ausdruck.

Alexander Eggers, Reval, als Herausgeber. **Gustav Löffler,** Riga, als Verleger.

Nachdruck verboten.

Aus dem Reisetagebuch eines Philosophen*).

Von Hermann Graf Keyserling (Rayküll in Estland).

Kandy (Ceylon).

Zauberhaftere Landschaftsbilder, als sie sich wieder und wieder vor dem entzückten Reisenden entrollen, den die Spirale der Bergbahn vom schwülen Colombo zum kühleren Kandy hinanführt, habe ich noch nicht gesehen. Der Reichtum der Flora ist überschwenglich allerorts, aber jede Höhenlage ist besonders bestanden, sodaß das Auge bei weiteren Ausblicken nicht eine Natur, sondern viele Naturen auf einmal überschaut, die bald schroff gegeneinander abgrenzen, bald nuanciert in einander verlaufen, und überall in der vollkommenen Schönheit, die das vollkommen Sinngemäße auszeichnet. Und nun Kandy! Dieser friedliche See, umrahmt von dunkelgrünen Bergen, umstanden von Bäumen, welche blühen, als ob sie Blumen wären, eingebettet in üppigste Matten — dieser See mit seinen unsicheren, nebelhaften Farben, in denen das grelle Sonnenlicht sich nur wie ein Echo wiederspiegelt, wirkt wie ein Mondschein auf dunkelem Sammetgrund. Wie ich ankam, ward ich dermaßen begeistert, daß ich alsbald einen langen Streifzug unternahm. Und wie ich dann heimkehrte und mich müde niederließ, in kosigem Liegestuhl auf schattigem Balkon, da dachte ich nur: Jetzt bist du im Paradies. Hier sind alle, auch deine kühnsten Erwartungen übertroffen, hier sind deine maßlosesten Wünsche erfüllt. Jetzt solltest du vollkommen glücklich sein.

Bin ich's? Es ist seltsam, aber ich bin es nicht. Ich bin es nicht, gerade weil jeder nur denkbare Wunsch erfüllt erscheint. In der Erfüllung ist die Sehnsucht aufgehoben, und mit der Sehnsucht hört das höhere Leben auf. Noch nie habe ich in einer Welt geweilt, deren anregende Kraft eine dermaßen geringe wäre. Fürs erste regt sie mich natürlich an, doch das liegt nicht an ihr, sondern daran, daß ich fremd bin in ihrer Mitten und Sinne und Verstand allerorts zu Neuem in Beziehung treten. Ich kann mir auch denken, daß maßlose Naturen, wie Stevenson und Ganguin welche waren, an ihr dauernde Anregung finden mochten, denn den Maßlosen befriedigt auch das Übermaß nicht. Was mich aber betrifft, so erscheint es mir gewiß, daß meine Einbildungskraft in den Tropen bald erlahmen würde. Wo alles Erfüllung ist, erscheint der Sehnsucht der Boden entzogen.

Sehnsucht und Erfüllung! Enthält das normale Verhältnis dieses Begriffspaares nicht die Lösung des ganzen Problems, weswegen die gemäßigte, nicht die heiße Zone von je der Schauplatz der Großtaten des Geistes war? Wo alles vorhanden, dort erscheint es zwecklos zu suchen, und das Äußerste

*) Fragment aus dem gleichnamigen Werke, das im Herbst bei J. F. Lehmann in München erscheinen wird.

hat keiner je gefunden, der nicht ein Suchender gewesen wäre; wo alles gegeben, dort fehlt dem Willen der Ansporn, aus der Trägheit geht keine Heldentat hervor; wo alles Mögliche verwirklicht erscheint, dort bleibt kein Idealismus lebendig. So tragen denn die originalen Schöpfungen des Tropengürtels allesamt ungeistige Züge. Im Tropenklima vegetiert, wie alles, auch die Phantasie. Wohl mag sie da gelegentlich die köstlichsten Blüten treiben, bald wild phantastisch, wie die volkstümlichen Göttermythen, bald duftig-schwül, wie die Lyrik verfeinerter Hofdichter; sie mag auch hie und da zu Gebilden führen, die gleich der Palme fest und stark in der Linienführung sind. Aber alle diese Schöpfungen, so schön sie seien, verbleiben in der Sphäre des Naturhaften; sie erscheinen nicht aus geistiger Tiefe neubeseelt, nicht aus dem Geiste wiedergeboren. Sie sind „Geistesausdruck" nur in eben dem Sinne, in dem es die Blume ist. Die Natur als solche kann eben, so üppig sie ist, zu den Höhen der Geistigkeit nicht hinaufwachsen. Dorthin gelangt nur der Mensch, der sich in kraftvoller Anstrengung über die Sphäre seines Ursprungs hinauferhebt. Aber in den Tropen fehlt der Anlaß, sich anzustrengen, denn alles Mögliche geschieht ja schon von selbst. Und um das Unmögliche zu konzipieren, dazu fehlt dem Tropenbewohner die physiologische Vitalität.

Sein Bewußtsein muß erschrecklich arm sein. Bewußt wird uns ja nur das, was nicht von selbst geschieht; wo alles automatisch verläuft, was bleibt? Er kann auch die Liebe nicht kennen. Was wir Liebe heißen, beruht rein auf Einbildungskraft. Wo der Wunsch dem Genusse, die Vorstellung der Wirklichkeit vorauseilt, dort entsteht jenes wundersame Gebild, und es wird reicher und zarter und schöner, je weiter der Abstand zwischen Sehnsucht und möglicher Erfüllung ist. Daher hat die Liebe im Norden, wo der Geist gern im Traumlande verweilt, unvergleichlich viel köstlichere Blüten getrieben als im Süden mit seinem größeren Wirklichkeitssinn. Je südlicher die Zone, die sie bewohnen, desto animalisch-sinnlicher sind die Menschen, desto weniger aktiv ihre Phantasie. Der Weg zwischen Sehnsucht und Erfüllung wird zuletzt so kurz, daß es zu psychischen Bildungen kaum kommt. Das Erleben geht über das Begehren nicht mehr hinaus; es kann nicht zu dem Dichtungsprozesse kommen, welcher Liebe im nordischen Sinne allererst möglich macht. Es erscheint selbstverständlich in den Tropen, daß die sich gleich besitzen, die sich erotisch angezogen fühlten. Wo die indischen Dichter Sehnsucht geschildert haben, da handelt es sich bezeichnender Weise immer nur um den Schmerz getrennter Gatten, die im Genießen aussetzen müssen, nicht um ein Sehnen nach dem Unerreichbaren, dem Unbekannten. Unser Sehnen kennt man in den Tropen nicht.

Nur eine Sehnsucht kann hier Nahrung finden, lebendig bleiben und anwachsen, bis daß sie dasteht als weltbewegende Macht: die Sehnsucht aus der Fülle hinaus. Auch im Norden sind ja gelegentlich Geister aufgetaucht, die sich abweisend zur Wirklichkeit stellten, aber ihr Motiv war nie Befreiungs-

drang, sondern Unbefriedigtheit mit dem Gebotenen. So fehlte ihrem Verneinen aller tiefe Grund; es ist im Großen niemals produktiv geworden. In den Tropen hat gerade die Sehnsucht heraus aus dieser Welt sich als die schöpferischeste bewährt; sie allein hat das Tiefste im Menschen an die Oberfläche gebracht, denn sie wurzelt tatsächlich in der Tiefe. In der Tat, wo nichts zu wünschen übrig bleibt, dort beengt die Fülle im gleichem Sinne, wie es sonst der Mangel tut; sie hindert die Kraftentfaltung; sie schwächt das Lebensgefühl. Gerade der Kraftvolle wird da am weltfeindlichsten sein. So kommt es, daß dieselben Lehren, die bei uns als die schwächlichsten erscheinen, als Ausgeburten verkommenden Lebens, in den Tropen Kraftfülle atmen. Ja daß „Geist" nur dort gewaltig am Werke erscheint, wo es nicht Wirklichkeit zu schaffen, sondern Wirklichkeit zu verneinen gilt.

— Die Mondsichel spiegelt sich im See. In den Palmenwipfeln erklingen tausend unbekannter Stimmen. Wie ich mich nach dem Nirvana sehne! Nach einem Dasein, wo die Schöpfung nicht übermächtig wäre, wo die Natur den Geist nicht überwucherte. Nach einem Zustande des nicht-individuellen, nicht-bestimmten Seins, in dem ich frei wäre von allem, was mich bindet, von Freud und Leid, von Göttern und von Menschen, und vor allem von mir selbst...

Im Tempel von Madura (Indien).

Ich sitze an einem der Teiche im Inneren des Heiligtums und höre zu, wie ein Brahmane aus dem Ramayana vorträgt; sein Gehülfe unterbricht wieder und wieder den Sanskritvortrag mit psalmodierender Erläuterung im Volksdialekt. Mit glühenden Augen, mit einer Aufmerksamkeit, die an Verzückung grenzt, lauscht die Menge dem heiligen Gesange.

Die großen Epen — das Ramayana und das Mahabharata — bedeuten den Hindus, was den vertriebenen Juden etwa das Buch der Könige bedeutet hat: die Chronik der Zeiten, wo sie irdisch groß waren und zugleich mit den Himmlischen täglichen Umgang pflogen. Sie bedeuten ihnen also menschlich mehr als alle Shastras. Kein einfacher Hindu zweifelt an ihrer absoluten historischen Wahrheit und nicht viele unter den Gelehrten tun es. Wieder und wieder zitieren sie Episoden aus dem Mahabharata zum wissenschaftlich gültigen Beweise; nicht selten werden gar Geschehnisse aus dem Himmel angeführt zur Erläuterung historisch-wirklicher Ereignisse. Die Inder wissen von Historie nichts; haben kein Organ für geschichtliche Wahrheit; ihnen sind Mythos und Wirklichkeit eins. So wird bald die Sage als Wirklichkeit beurteilt, bald die Wirklichkeit zur Sage verdichtet und jedesmal als verstünde sich dies von selbst. Nicht nur der Tote und der Ferne wird verwandelt, — wieder und wieder ist ein Lebender und Anwesender als Avatar erkannt und von der Menge als Gott verehrt worden. Im übrigen verfolgt das Leben seinen normalen Lauf. Das Auftauchen eines Gottes auf Erden erscheint den

Hindus von heute nicht außerordentlicher, als den homeriſchen Helden das Eingreifen der Olympier in den trojaniſchen Krieg. Sie glauben alles mit der gleichen Bereitwilligkeit, das Alltägliche wie das gänzlich Unwahrſcheinliche, und nehmen nichts, weil es hiſtoriſch-wirklich ſei, beſonders ernſt.

Erſt hier, wo ihre konkrete Bewußtſeinsart ſich mir erſchloſſen hat, gelingt es mir, dieſe Tatſachen innerlich zu verſtehen. Ihr Unzulängliches liegt auf der Hand: die Hindus unterſcheiden nicht reinlich zwiſchen Dichtung und Wahrheit, Traum und Wirklichkeit, zwiſchen Eingebildetem und Vorgefallenem; inſofern iſt auf ihre Ausſagen ſelten Verlaß, iſt ihre Wiſſenſchaft unexakt, ſind ihre Beobachtungen nie präzis. Aber jede Bewußtſeinslage hat auch ihr Poſitives, und dieſes werde ich nun je mehr und mehr gewahr. Schon zu Rameſvaram ſchrieb ich es nieder, daß eine Einſtellung, bei welcher der Akzent des Bewußtſeins auf der Vorſtellung als ſolcher ruht, nicht auf dem äußeren Gegenſtande, dem ſie gilt, im allgemeinen Seiten der Wirklichkeit wahrnehmbar macht, die der Aufmerkſamkeit ſonſt entgehen. Das gilt im beſonderen auch von der, dank welcher Wirklichkeit und Mythos in eins verrinnen. Wie verwandelt der Mythos die Wirklichkeit? Auf ſinnloſe Weiſe oder einem Sinn gemäß? Immer ſinnvoll; in der mythiſchen Umdichtung wird das Bedeutſame des Wirklichen geſteigert; es tritt das Weſentliche mehr und mehr hervor. Zwar nicht notwendig das Weſentliche deſſen, der den Gegenſtand der Umdichtung bezeichnet, aber immer das, was dem Dichter und ſeiner Welt als das Weſentliche an ihm erſchien. Der moderne occidentaliſche Mythos verwandelt beinahe wiſſenſchaftlich exakt: aus jeder neuen Metamorphoſe geht Goethe ſeinem metaphyſiſchen Selbſte ähnlicher hervor; der indiſche hat wohl immer nur das geſteigert, was ſein Held dem Volke bedeutete. Betrachte ich dieſe Tatſachen nun im Zuſammenhang mit dem Problem des Poſitiven an der indiſchen Bewußtſeinslage, ſo erſcheint dieſes ſeiner Löſung nahe gerückt: in ſeiner indiſchen Lage faßt das Bewußtſein unmittelbar das Bedeutſame als ſolches auf. Es ſteht jedem Ereigniſſe ſo gegenüber, wie der Fromme einem religiöſen Myſterium. Oder, um ein anderes, vielleicht prägnanteres Beiſpiel anzuwenden: es erlebt ſo, wie die Zeitgenoſſen Goethes erlebt haben müßten, um ſeine ewige Bedeutung ebenſo klar zu erkennen, wie wir. Was iſt nun das Wertvolle, das Weſentliche, — die Bedeutung oder der Tatbeſtand? Die Bedeutung iſt es, ſie allein; Tatſachen als ſolche ſind ganz irrelevant. Alſo hat das mythiſierende Indien, vom Standpunkte des Lebens her beurteilt, gegenüber dem exakten Europa das beſſere Teil erwählt.

Ich verweile in der Bewußtſeinslage, von welcher her die Schlacht von Kurukſhetra, in der die Götter den Menſchen ſichtbar beiſtanden, gleich wirklich erſcheint wie die von Sedan. Iſt die Welt, die ſich nunmehr vor mir aufrollt, nicht viel weſenhafter als die des Forſchers? Iſt ſie nicht in einem viel höheren Sinne wirklich? Unaufhaltſam nehmen die Lehren der indiſchen Weisheit von meinem kaum mehr befremdeten Geiſte Beſitz. Da heißt es, der Sinn

ſei das Primäre, das Ewige, das wahrhaft-Wirkliche; was man Tatſache heiße, ſei nur deſſen Erſcheinung, unverläßlich wie alles, was Maya wirkt; die Subſtanzialität einer Erſcheinung meſſe ſich daran, in wie weit ſie den Sinn zum Ausdruck bringt. Dementſprechend ſei die Aſtralwelt wirklicher als die körperliche, und wirklicher als jene wiederum die Ideenwelt, denn in jeder folgenden trete der Sinn unbehinderter und reiner an den Tag. Hienieden aber ſei aus eben dem Grunde inſpirierten Gedanken höhere Wirklichkeit zuzuſprechen als allen Ereigniſſen, welche ſie ſcheinbar widerlegen, denn die Erſcheinungen dieſer Welt vergehen, der Sinn aber währet ewiglich; und Sagen ſeien echter als alle Hiſtorie, weil ſich der Sinn in ihnen in ewiger Symbolik darſtelle, in einer Geſtalt, die viele Kalpas überdauern mag. — Hat Kriſhna wirklich gelebt, dem Arjuna wirklich vor dem Entſcheidungskampf die Rede vorgetragen, die heute im Baghavat-Gita zu leſen ſteht? Gewiß ſofern Du es glaubſt. In den höheren Welten lebt der Sinn an ſich, ohne eigene Geſtalt, als ſolcher dem Geiſte unfaßbar. Er äußert ſich aber, wie Du es ſelber willſt; ſo wie Du es glaubeſt, wünſcheſt, denkeſt, ſo tritt er zu Tage; als Gott oder Göttin, als Syſtem der Philoſophie, als Geſtalt der Vorzeit, als Legende. Das überläßt er Dir. Aber je mehr Du ſtrebſt, ſich in ſein erahntes Weſen zu verſenken, deſto würdigere Bilder werden Dir kommen. Ja es mag gar ſein, daß irgend einmal, nach vierhundertmaligen Wiedergeburten, Dein Geiſt ihn rein zu ſchauen reif ſein wird. Damit wäreſt Du dann von allen Feſſeln der Geſtaltung frei. — Ich halte Zwieſprache mit dem Geiſte dieſer Weisheit. Er erſcheint mir als Mahaguru, als großer Lehrer, der mir ſachte und freundlich meine Wege weiſt. Laß' Dich nur nicht täuſchen von der ſchlimmen Maya, der Göttin Eurer weſtlichen Wiſſenſchaft! Ihre größte Liſt iſt nämlich, daß was ſie ſchafft, der Kritik des Menſchenverſtandes immer ſtandhält. Aber das Beweisbare iſt niemals weſenhaft. Das Beweisbare vergeht oder verwandelt ſich zu einem neuen Beweisbaren und täuſcht den Ungeweihten in jeder Geſtalt mit gleichem Erfolg über das Weſen hinweg. Gewiß ſind auch die Einbildungen Maya, aber ſie haben den Vorzug vor der Körperwelt, daß ſie einerſeits ihr Eigenweſen aufrichtiger zur Schau tragen, andrerſeits dem Sinn ein biegſameres Gefäß bedeuten. Wie fern ſtehen doch Eure großen Gelehrten dem Herzen der Wirklichkeit! Sie haben Gehirne, wie kein Inder vielleicht es beſeſſen. Aber ſtatt damit nach dem Sinn zu forſchen, verſchwenden ſie die koſtbare Zeit ihres Menſchendaſeins mit Studien gleichgültiger Unwirklichkeit, und wähnen dann, ſie hätten Wunder was erreicht, weil ihre Erkenntniſſe objektiv ſind! Natürlich ſind ſie das; ſie ſind aber gleichzeitig ſinnlos. Und ſieh Dir hingegen meine Hindus an: die ahnen freilich nichts von Wiſſenſchaft; die kennen ſich in der Maya garnicht aus; die verſagen nur zu oft in dieſer Welt! Dafür ſtehen aber ihre Seelen weit offen allen möglichen Einflüſſen des Sinns und ſie alle ſind auf dem Wege, der zur Befreiung führt.

Der Tempelhüter ruft mich an; es sei Zeit, das Atrium zu verlassen. In der Tat sind alle Badenden fort. Der Vortrag des Ramayana hat aufgehört. Nur ein paar nackte Yogis harren noch aus in regungsloser Meditation.

Durch Yamato (Japan).

Ich beginne meinen Aufenthalt in Japan mit einer Fußwanderung durch Yamato, die Provinz des Landes, mit der seine ältesten und heiligsten Erinnerungen verknüpft sind. Es ist die Zeit der Pilgerfahrten zu den buddhistischen Heiligtümern; alle Straßen und Waldungen sind belebt; halb Japan scheint auf Ferienausflügen begriffen. Ich teile nach Möglichkeit das Leben meiner Reisegefährten, suche in ihre Gedanken und Gefühle einzudringen, mit ihren Sinnen die Außenwelt aufzufassen. Ich bestrebe mich, als Japaner durch Japan zu ziehen.

An geschmeidigem Reichtum übertrifft die Natur dieses Inselreiches alles, was ich gesehen. Die Hochwälder bestehen nicht aus einigen wenigen, sondern aus unzähligen Koniferenarten; das Laubholz ist mannigfaltig in der Gestaltung wie nirgends sonst; und die Nuancierung, welche die Verteilung der Farben und Formen auf verschiedene Höhen- und Tiefenlagen den Bedürfnissen der Pflanzen entsprechend automatisch bedingt, könnte keine Absicht künstlerischer komponieren. Was Wunder, daß die Japaner so viel Sinn für die Naturform besitzen! Gleich wie der, den ein günstiges Geschick inmitten von Kunstschätzen erwachsen ließ, die er nicht als eine fremde selbständige Herrlichkeit, sondern als eine natürliche Umwelt betrachten durfte, bei nur mittelmäßigen Anlagen von Hause aus einen Geschmack und ein Auge besitzt, das sich künstlerisch hochbegabte Sprossen barbarischerer Länder nur ausnahmsweise erarbeiten, — in eben dem Sinne fördert eine reichgegliederte Natur. In Breiten, wo die Licht- und Farbenkontraste so groß sind, daß die feineren Abstufungen nicht wahrgenommen werden, bringt es das visuell begabteste Volk in der Landschaftsmalerei nicht so weit, wie in Gegenden mit günstigeren Lichtbrechungsverhältnissen; nicht umsonst ist unsere große Paysogistik in Holland, nicht in Italien aufgekommen und erhält sich in Frankreich am dauerhaftesten. Japan nun zwingt das Auge zur Perzeption eben der Farben- und Formverhältnisse, die für die japanische Kunst charakteristisch sind; diese spezifische Nuance ist dort gegeben. Und ist sie einmal aufgefaßt verstanden, dann wird ein künstlerischer Geist unwillkürlich in ihrem Sinne fortschaffen. Dieses nun, dieses Fortkomponieren im Geiste und Sinne der Natur ist von allen Künstlern des Fernen Ostens von Alters her mit einem Verständnis betrieben worden, wie nie bei uns. Woher diese Superiorität? Sie beruht auf der Methode des Sehenlernens. Chinesische und japanische Maler sind Yogis; sie betrachten die Natur nicht von außen her, sie versenken sich in sie, wie der Mystiker sich in das Göttliche hineinversenkt. Da geraten sie dann aus dem Menschlichen hinaus und werden eins mit dem Geiste der

Dinge. Jeder Menſch iſt ja nicht allein Menſch — er iſt gleichzeitig, mit verſchiedenen Teilen ſeines Weſens, Tier, Pflanze, Felſen und Meer, nur wird er ſich deſſen gewöhnlich nicht bewußt und weiß nur als Menſch zu empfinden. Lernt er es, eins mit dem zu werden, was als ein ſcheinbar Fremdes außer ihm lebt, dann kann er es auch aus ſich heraus hervorbringen. Daher das unvergleichliche innere Leben, das oſtaſiatiſchen Landſchaftsbildern inne wohnt; daher die wunderbare Fähigkeit des Japaners, die Natur als Natur doch künſtleriſch zu verwenden. Woher die unerreichte Vollendung japaniſcher Blumenarrangements? Sie rührt daher, daß der eigene Geiſt der Blumen den Strauß zum Strauße windet. Woher die befremdende Schönheit forſtmänniſch bewirtſchafteter japaniſcher Waldungen, wo in Deutſchland doch die Kultur die Natur unweigerlich verunziert? Bei uns drängt der Menſch ſeine unmaßgebliche Meinung den Bäumen auf; in Japan werden ſie in dem unterſtützt, was ſie ſelber am liebſten täten. Die natürliche Rotation der Gewächſe wird überall berückſichtigt, eingehalten; von den beſonderen Bedingungen des Terrains wird niemals abgeſehen. Und bildet ein überſtändiger Baum an einem Abhang eine ſchöne Silhouette, nun ſo wird er dort ſtehen gelaſſen, auch wenn er, forſtmänniſch betrachtet, fallen könnte.

Freilich, um es ſoweit im Naturverſtändnis zu bringen, muß man eben Japaner ſein. Ich glaube nicht, daß ein Gärtner irgend eines anderen Volkes im japaniſchen Sinne Bäume zu zwergen verſtände: ohne jede Vergewaltigung der Natur. So weit ich ſehe, gibt es keine lehrbare Methode dafür, es beruht ganz auf innerem Verſtändnis. Jeden Morgen ſieht der Baumzüchter ſich ſeine Pflänzlein ſorgfältig an, und beraubt ſie dann — eines Blattes oder Triebes. Weswegen gerade dieſes? Er weiß es ſelbſt nicht zu ſagen; jedoch er weiß, daß eben dieſes Organ extirpiert werden muß, auf daß der innere Wachstumsimpuls über die vorgeſetzten Dimenſionen nicht hinausführe; und der Erfolg gibt ihm jedes Mal Recht. Solches Intuitionsvermögen läßt ſich nicht erklären; wir müſſen es als ein Wunder gelten laſſen. Aber ſicher iſt gleichwohl, daß die wunderbare Nuanciertheit der japaniſchen Natur, die Veränderung in der lebendigen Geſtaltung, die hier die geringſte Terrainverſchiebung bedingt, ein wichtigſtes Moment bedeutet hat bei der Entwickelung der vorhandenen Anlagen. Schon beginne auch ich zu beobachten, wie ich früher nie beobachtet habe; mir iſt, als wäre ich bis vor wenigen Tagen blind geweſen. Und genieße die Wundergabe des Schauens ſo intenſiv, daß ich die ſonſt ſo willkommenen Dämmerſtunden nicht ohne Mißmut heranbrechen ſehe.

* * *

Jetzt durchwandere ich entlegene Täler, wo Europäer wohl nur alle Jubeljahre einmal hingelangen. Den Dorfbewohnern bin ich ein Gegenſtand nicht endenwollender Kurzweil. Sie ſind ſo freundlich und gefällig, wie ſie nur ſein könnten, allein ſie lachen mich aus, wohin ich nur gehe, um meiner

unwahrſcheinlichen Körpergröße willen. Heute früh, als ich einen ſteilen Bergpfad aufwärts ſtieg, fühlte ich mich plötzlich von rückwärts geſchoben; wie ich mich umwandte, ſtürzten zwei bildhübſche Mädel lachend und kreiſchend davon. Sie hatten ausprobieren wollen, wie ſchwer ich ſei. — Es iſt doch etwas Wunderbares um das Hinterwäldlertum. Ich kenne es gut von meiner eigenen Heimat her. Jedes mal, wenn ich auf mein abgelegenes Waldgut fahre, finde ich Gelegenheit zu ehrfürchtigem Staunen darüber, wie plaſtiſch und bedeutſam im kleinſten Kreiſe das noch ſo Alltägliche wird, und wie ungeheuer deſſen enge Perſpektive den Sinn des Nicht-alltäglichen ſteigert. Mein Aufſeher betrachtet die herumziehenden Arbeiter von den Inſeln, die einen anderen Dialekt des Eſtniſchen ſprechen als er, kaum als Menſchen; Kraniche ſind ſie ihm. Er berichtet mir: neuerdings lebt hier ein gewiſſer Michel — man weiß nicht genau, woher er kommt — ſeine Art iſt auffällig — ganz richtig ſcheint es nicht mit ihm zu ſein. Dieſer Michel erweiſt ſich dann als der trivialſte, gewöhnlichſte aller Durchſchnittsmenſchen, aber vom Hintergrunde des Koennoſchen Hinterwäldlertums hebt er ſich ab, als wäre er ein homeriſcher Held. — Wie vollkommen ſind doch die Hinterwäldler! Bei ihnen allein vielleicht unter den kleinen Leuten unſerer Zeit bilden Form und Gehalt noch eine Einheit. Um in weiten Verhältniſſen vollkommen zu ſein, muß man viele, viele Generationen hinter ſich haben, die langſam ihren Geſichts- und Wirkungskreis erweitert haben; mit einem Male, von heute auf morgen, geht es nicht. So erſcheint in der modernen ſchnelllebigen Welt, wo der Bauernſohn ſo oft als reicher Bürger endet, allenfalls das Exzentriſche intereſſant. Nicht umſonſt ſtellen die Dichter mit Vorliebe Verbrecher, Pſychopathen und Hochſtapler dar. Das bedeutet natürlich ein pis-aller, ein faute de mieux. Vollendung im Konzentriſchen iſt das Höhere, ſchon allein weil es einen höheren Grad der Vollendung möglich macht. Der konzentriſche Menſch allein kann im tiefſten Sinne er ſelbſt ſein. So hat er allein wirklich Form. Unter Hinterwäldlern wahrt jeder ſeine Eigenart, und jedem wird ſie bereitwillig zugeſtanden. In der weiten amorphen Maſſe hingegen wollen alle wie alle ſein. Die weſentliche Formloſigkeit bedingt deſto ſklaviſcheres Hängen an der äußeren konventionellen Form. In der Querſumme gleichſam wird die Form geſucht, die keine einzelne Ziffer für ſich beſitzt.

Das japaniſche Hinterwäldlertum iſt mir ſympathiſcher, als irgend eines, das ich ſah. Hier tritt jenes Süße, Zarte, Sinnige, Gemüt- und Reizvolle ſo deutlich in die Erſcheinung, das mir den japaniſchen kleinen Mann, ſeit ich Lofcadio Hearn geleſen, ſo liebenswert erſcheinen ließ. Die kleinen Leute ſind liebenswert. Ihre Höflichkeit iſt wirklich Herzenshöflichkeit, von Gewinnſucht und Übervorteilungsſtreben habe ich nicht geſpürt. Vielleicht zeigen ſie mir auch ihre beſten Seiten, weil ich, einem Winke meines Begleiters folgend, eines jungen Bühnenſchriftſtellers aus Kyoto, mich ſo zu ihnen verhalte, wie daheim als Feodalherr zur patriarchaliſch denkenden Bevölkerung. In den

entlegenen Tälern von Yamato ist das Mittelalter noch nicht vorüber; dort ist die Aera von Meiji kaum noch angebrochen. Die Bauern dort erwarten vom Herrn vor allem Vornehmheit, Mißachtung des Geldes, Großzügigkeit, ein stetes Verhalten nach dem Grundsatz noblesse oblige. Wie gern habe ich das getan! — Und der praktische Erfolg war der, daß sich überall Leute fanden, die mir Dienste leisteten und Gefälligkeiten erwiesen, ohne eine Bezahlung dafür annehmen zu wollen.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Frauenbewegung und Frauengehirn.

Von Prof. Dr. Alexander v. Brandt (Dorpat).

Die Betagteren unter uns haben in der Jugend mit gruseliger Begeisterung den Roman einer Beecher-Stowe gelesen und waren darauf Zeugen des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten der großen transatlantischen Republik behufs Befreiung der Negersklaven. Auch auf vaterländischem Gebiete waren wir nunmehr alten Leute einst Zeugen einer Emanzipation, welche allerdings im Baltikum bereits ihre glänzende Vorläuferin hatte: der Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft. Heutzutage spielt sich vor unsern Augen, heftig wie noch nie zuvor entbrannt, ein neuer Emanzipationskampf ab, der Kampf um die Emanzipation der Frau.

Das dem Menschen angeborene Streben nach persönlichem Wohlergehen dürfte von den allerältesten Zeiten her ein Auflehnen der bedrückten Rassen, Kasten und Volksschichten gegen die Bevorzugten genährt haben. Erst ein verhaltenes Grollen in der Tiefe, dann ein Beben unter den Füßen und sich auftuende feuerspeiende Abgründe.

Auch in der auf dem zeitgenössischen Programm stehenden Frauenbewegung spielt sich vor unsern Augen eine solche Eruption ab. Mit Abscheu und Entsetzen sehen wir die englischen Wahlrechtweiber Spiegelscheiben an Läden der unbescholtensten, friedlichsten Bürger einwerfen, Schwefelsäure in Postkästen gießen und dadurch Briefe vernichten, von welchen möglicherweise das materielle und seelische Wohl und Wehe, ja selbst das Leben von Korrespondenten abhängt. Wir sehen sie Warenhäuser, Museen, Schulen, Kirchen und Krankenhäuser in Brand setzen, mit Fäusten und Bomben Attentate verüben, ja, horribile dictu, Staatsmänner mit Mehl, Pfeffer und toten Katzen attackieren! „Unsinnige Scheusale", möchte man ihnen zurufen, „merkt ihr denn nicht, daß ihr euch über die Dornenkrone eine Narrenkappe zieht? Warum wollt ihr nicht die gerechte Sache mit gerechten Mitteln, durch Wort und Schrift verfechten?" Die Suffragetten aber antworten: „Bereits Ende des XVIII. Jahrhunderts trat unsere Landsmänninn Mary Wolstonecraft

mit großer Energie in einer Schrift für die Gleichberechtigung der Geschlechter ein. Wir tun es fort und fort: immer und immer wieder sagen wir einunddasselbe, was niemand mehr hören und lesen will! Was bleibt uns da übrig, als uns entweder schweigend zu fügen oder zu terroristischen Taten zu greifen, wie sie auch sonst geübt werden, wenn eine an sich physisch schwache Partei auf sozialem und politischem Gebiete durchdringen will." „Unsere Aufgabe ist", so sagen sie, „die Gesellschaft mit Einschluß der Indolentesten zu wecken, sie für die von uns vertretene Sache zu interessieren. Mag man uns persönlich auch verabscheuen und in den Kerker werfen, der Kern der Sache findet dadurch Fürsprecher, zum Teil aus Überzeugung, zum Teil aus — persönlicher Furcht."

„Aber, Myladys" — möchte man den Wahnwitzigen antworten — „jedes zivilisierte Land hat doch seine Frauenwahlrechtlerinnen; wo aber gehen sie über Versammlungen und friedliche Prozessionen hinaus?

Bilden nicht die periodisch wiederkehrenden Frauenkongresse, von welchen einer selbst in Petersburg (im J. 1908) abgehalten wurde, ein würdiges und dabei machtvolles Mittel der Propaganda eurer Bestrebungen, ein Mittel, welches euch keinen Haß und Spott einbringt? Und könnten nicht eure Ausschreitungen durch ernste Regierungsmaßregeln für lange Jahre paralysiert werden?

Wäre es da nicht zweckmäßiger, sich enger dem Internationalen Frauenbunde, dem Conseil international des femmes, diesem machtvollen Hebel zur Popularisierung und Durchführung der Frauenbewegung, anzuschließen?"

Bereits vor fünf Jahren zählte das Conseil international über 6 Millionen Mitglieder, und es ist in stetem Wachstum begriffen. Es bildet die Gesamtheit aller über sämtliche Weltteile verbreiteten feministischen Vereine. Aus den Berichten eines internationalen Kongresses ersehen wir, daß volle Gleichberechtigung im aktiven und passiven Wahlrecht in Finnland, Norwegen, Australien, einigen Schweizerkantonen, einigen der Vereinigten Staaten Nordamerikas und andern mehr, wenn auch meistens nach hartem Kampf, erreicht wurde. In Schweden und auf Island dürfen die Frauen Munizipalämter bekleiden. England, obgleich die Heimat des modernen Parlamentarismus, dürfte allerdings mit einer Dosis legislativer Schwerfälligkeit behaftet und mithin auch feministischen Reformen weniger zugänglich sein, und doch wird aus England gemeldet, daß daselbst schon einzelne Mairs- und Aldermenposten von Frauen bekleidet seien. Von hier bis zum aktiven und passiven Wahlrecht ist allerdings noch eine gewaltige Kluft, welche die ungeduldigen Suffragetten durch Stöcke, Bomben, Petroleumflaschen, ja selbst durch Pfeffer zu überbrücken hoffen. Sehr möglich, daß ihre Ausschreitungen indirekt andern Ländern, Ländern mit friedlicher Frauenbewegung zu nutze kommen werden; dem eigenen Lande bis auf weiteres wohl schwerlich.

* * *

Das persönliche Ideal von uns altmodischen Ehemännern und Familienvätern ist allerdings die züchtig waltende Hausfrau, die Mutter der Kinder, mit der Ergänzung: ein guter, verständnisvoller Kamerad. Und doch dürfen wir Altmodischen uns nicht mehr, gleich einer Schnecke, ins enge Häuschen verkriechen, die Augen vor der Außenwelt verschließend. Niemand kann sich länger verhehlen, daß die berühmten drei K's: Kirche, Küche, Kinder, welche die Domäne des Weibes abstecken sollten, nicht mehr dem Geist der Zeit stand halten können.

„Wir Frauen" — so höre ich namentlich viele sagen — „sind der wahre Hort der Kirche." Sah sich nicht schon vor Dezennien ein würdiger Petersburger Pastor veranlaßt, von der Kanzel zu fragen: „Frauen, wo sind eure Männer, Mädchen, wo sind eure Brüder, Bräute, wo sind eure Bräutigame?" Und wäre dieser Schmerzensschrei eines frommen Seelsorgers heute nicht ebenso zeitgemäß?

„Liebe Frau" — mag es da manchmal heißen — „morgen ist die Gemeindeversammlung zur Wahl des neuen Pastors. Als altes Mitglied des Kirchenrats kann ich nicht gut fortbleiben. Du weißt . . . ich war verhindert, die Probepredigten der Mitbewerber zu hören. Ich verlasse mich auf meine fleißige Kirchengängerin: für wen soll ich meine Stimme abgeben?" „Ei, ei" — versetzt da die liebe Frau: „heißt es nicht ‚Taceat mulier in ecclesia?' Sage mal bei dieser Gelegenheit, lieber Mann, was treibt ihr denn für Mysterien im Kirchenrat, über welche eine Frau mit hellem Kopfe nicht ebenso gut urteilen könnte?" Der Mann wird ärgerlich und sagt: „Liebes Kind, davon verstehst du nichts: geschrieben steht einmal, Es schweige das Weib in der Kirche, und damit basta."

„Aber in Amerika, und wahrscheinlich noch sonst wo, gibt es selbst weibliche Geistliche", behauptet eine Hartnäckige. „Mag sein, vielleicht auch bei den Zulukaffern! Dafür sitzt die Türkin im Hause auf ihrer Frauenhälfte, und wagt sie sich einmal verschleiert auf die Straße, so wird sie in ein besonderes Kupee des Tramwagens gesteckt, in die Moschee hat sie gar keinen Zutritt. Juden und Byzantiner wiesen den Frauen auf dem Chor, hinter Gittern ihre Plätze an. Und in Freudenstadt im Schwarzwald gibt es eine mittelalterliche Kirche mit zwei unter rechtem Winkel zusammenstoßenden Schiffen: einem männlichen und einem weiblichen. Den Altar und den Geistlichen sieht man von beiden Schiffen aus, aber ein Umdieeckegucken gibt es nicht. Heutzutage genießen die Evastöchter das Vertrauen, in einer einheitlichen Kirchenhalle mit den Männern zu sitzen, wenn auch an einer andern Seite. Aber auch hiermit sind sie noch nicht zufrieden, trotzdem es heißt: „Arbeiten dürft ihr, Geld spenden und sammeln für Armenpflege, Mission und für Bazare, auch Waisen unterrichten, in der Kirche aber nur singen, nicht etwa mitsprechen — Taceat mulier in ecclesia!"

So steht es mit dem ersten „K". Das zweite und dritte sind speziellerer

Natur. Zu einer guten Köchin gehören Neigung und Begabung. Und diese traut man der Frau nicht im vollen Maße zu: denn wer von den Reichen es sich leisten kann, zieht einen Koch einer Küchenfee vor, einen Koch, der horrenden Lohn und fette Sporteln beansprucht. Der chef de cuisine eines Potentaten und Magnaten aber ist ein Halbgott, welcher womöglich in eigener Equipage bei seiner Herrschaft vorfährt. — Im Reiche des Küchen-K's ist mithin die Frau nicht immer unbestrittene Herrin.

Das dritte K, die Kinderpflege, ist von der Natur selbst, wie im Tierreich so auch beim Menschen, vorzugsweise der Mutter auferlegt. Und doch handelt es sich beim menschlichen Weibe darum, bei der Kinderpflege und Erziehung nicht bloß der Natur, sondern auch der Kultur gerecht zu werden. Selbst bei der größten Mühe und Aufopferung sind lange nicht alle Mütter befähigt, ihre Kinder hygienisch zu pflegen unb pädagogisch zu leiten. Gar manche täten viel besser daran, die von ihnen falsch gehandhabten Mutterpflichten in kompetentere Hände zu legen: so manches Unheil könnte dadurch verhütet werden. Nicht gering ist auch die Zahl der kinderlosen Ehefrauen und noch viel größer die der Ledigen.

Auch diesen wird in unserer gebildeten Gesellschaft in erster Linie Hauswesen und Kindererziehung in fremden Familien anempfohlen. Wie gering ist aber unter den von der bitteren Not Berufenen die Zahl der Auserwählten! Welch' schwere seelische Konflikte erwachsen hieraus den Pädagoginnen wider Willen! Und wie müßte der Lohn für häusliche und pädagogische Leistungen, wenn alle auch noch so wenig dazu Befähigten sich darauf werfen, herab gedrückt werden!

Kein Wunder, daß viele intelligente, auf Selbsterwerb angewiesene Frauen sich nach anderweitigen Erwerbszweigen umsehen. Nicht immer gelingt ihnen dies. So sah ich auf einem finnländischen Dampfer ein Fräulein an der Table d'hôte bedienen, welches an der Brust das Abzeichen eines Kandidaten der Helsingforser Universität trug. Nun, Arbeit schändet freilich nicht, doch auf die Länge eignet sich die angeführte wohl weniger, entspricht auch nicht der vorangegangenen Mühe der Ausbildung.

Im Kulturstaat, namentlich im modernen, wird der Kampf um Notdurft und Nahrung auch dem Manne, dem anscheinend alle Wege offen stehen, schwer genug. Es fällt ihm doppelt schwer, sein eigen Weib zu ernähren. Ein Mann aber, der aus Furcht vor Konkurrenz dem Weibe das Recht auf Arbeit absprechen möchte, vergißt nur allzuleicht, daß es ihm am wenigsten behagen würde, die gesamte unbemittelte weibliche Bevölkerung mit ernähren zu müssen, nicht einmal von dem eigenen Familienanhang, als da sind: Tanten, Nichten, Schwestern und Kusinen.

In der Urzeit spannte man wohl das Weib, wie später das liebe Vieh, vor einen primitiven Pflug; im modernen Staate geht ein guter Prozentsatz der Frauen — in Frankreich z. B. ein Drittel der weiblichen Bevölkerung —

unter die Arbeiterarmee. Dabei sind auch bei gleicher Produktivität die weiblichen Löhne meist niedriger als die männlichen, da das Weib als genügsamer angesehen wird. Wie schwer es erst die daheim, in einer höchst antihygienischen Behausung, stückweise Arbeitenden haben, beweist der bekannte Ausdruck „Schweißsystem", „sweating system".

Was nun die Frauenbewegung in erster Instanz für die bei weitem größte Majorität anstrebt, sind somit nicht etwa besondere Privilegien und Lebensgenüsse, sondern vielmehr meist eine Last harter, nur gerecht bezahlter Arbeit.

Auch in ihrer Anwendung auf die intelligente Frau verharrt die feministische Bewegung zunächst fast ausschließlich auf ökonomischem Gebiete, welches noch sehr weit vom sozial-politischen Ideal der Suffragetten entfernt ist.

Es handelt sich also in erster Linie für die intelligenten Frauen um ein erweitertes Arbeitsfeld zur Betätigung von Fleiß und Fähigkeiten. Auf dieses, bisher vom Manne okkupierte Feld wagen sich zunächst nur einzelne Bahnbrecherinnen. Durch die einmal geschlagene Bresche sehen wir jedoch von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression immer mehr und mehr Nacheifernde dringen.

Daß es in der ersten Zeit dabei ohne bedenkliche Zwischenfälle vor sich gegangen wäre, hätte doch gar zu sehr dem allgemeinen Laufe der Welt widersprochen.

In meiner Studienzeit — in den sechziger Jahren, während der Blüteperiode des Nihilismus — hatte ich sowohl in den Hörsälen der Medikochirurgischen Akademie in Petersburg, als auch in Privatkreisen Gelegenheit, mit studierenden Frauen zu verkehren, auch solchen, die später bekannt geworden sind. Da war z. B. ein hübsches junges Mädchen, welches sich törichterweise damit brüstete, nie Nadel und Zwirn in der Hand gehabt zu haben, während doch bekanntlich sogar jeder Mann hin und wieder in die Lage kommt, sich einen Knopf annähen zu müssen. Da war eine andere, welche sich das Haar kurz schnitt, bei ganz gesunden Augen eine blaue Brille trug und sich auf der Straße nie anders als mit einem Plaid über den Schultern zeigte. Da war auch eine mehr als mangelhaft vorgebildete Kommilitonin, welche ich mit eigenen Augen und Ohren bei obscönen Späßchen mit Studenten antraf, welche jedoch später durch männliche Protektion den Grad eines Dr. med. erwarb. Nichtsdestoweniger waren unter den studierenden jungen Damen jener Zeit, trotz der nihilistischen Atmosphäre, auch ernste und tüchtige Personen, die es doppelt schwer hatten und doch ihr Ziel erreichten.

Dezennien sind unterdessen vorüber gerollt. Wieder traf ich Medizin studierende Frauen in den Hörsälen, diesmal als akademischer Lehrer und Examinator. Das Bild hatte sich wesentlich geändert, fast durchgehends spürte man ernstes, tüchtiges Streben. Die menschliche Gesellschaft bewegt sich ja auch sonst in Extremen: man denke an die modernen Ausgeburten auf dem Gebiete

der darstellenden Künste und der Religionsphilosophie. Nur Geduld: unter abfallenden Schlacken pflegen uns Goldkörnchen entgegenzublinken.

In immer zahlreichere — für sie neue — intelligente Berufszweige dringt nunmehr die Frau, bald nur in einzelnen Pionieren, bald in hellen Haufen ein. Hierbei sehen wir das leider in den meisten Dingen zurückstehende Rußland mit an der Spitze stehen. Sogar hier finden wir Vorbereitungsschulen für höhere weibliche Berufszweige, wie das klassische weibliche Gymnasium der Frau Fischer in Moskau: Nachfrage schafft nun einmal Angebot.

Auch besondere Institute sind in verschiedenen Ländern ins Leben getreten, welche zum Teil Männern und Frauen simultan oder Frauen ausschließlich eine Ausbildung in speziellen Fächern bieten, als da sind: Medizin, Landwirtschaft, Ingenieur- und Baufach u. d. m. Einzelne dieser Institute sind mit allen staatlichen Rechten entsprechender männlicher Hochschulen ausgestattet, verleihen ihren Abiturientinnen vollwertige Diplome.

Zusehends mehrt sich die Zahl der weiblichen Assistenten, Laboranten, ja Professoren. Und was von ihnen geleistet wird, steht über dem Mittelwerte: nichts ist natürlicher — minderbegabte und mindertüchtige Frauen werden eben zu solchen Posten noch nicht zugelassen.

Sachgemäß wird darauf hingewiesen, die großen Heroen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Erfindungen wären allezeit Männer gewesen; doch man vergißt dabei zunächst, daß auch unter den Männern die großen Bahnbrecher eine phänomenale Seltenheit darstellen, daß, um ein solcher zu werden, zum Genie noch Schule und Freiheit der Betätigung gehören. Man vergißt ferner, wie sehr im Altertum und auch im Mittelalter die Frau zurückgedrängt wurde, so daß selbst die Hochflut der Renaissance das Weib nur als Kurtisane und als Giftmischerin ernst nahm. Mag uns die Neuzeit auch noch keinen weiblichen Aristoteles, Newton, Lavoisier, Kant oder Goethe gebracht haben, so lieferte sie uns doch bereits eine Menge hervorragender Arbeiterinnen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, darunter auch so eminente wie Sophie Kowalewski und M-me Curie.

Mag man nun der Frauenbewegung persönlich Sympathie oder Antipathie entgegenbringen: an der Tatsache ist schlechterdings nichts zu ändern, daß die Frau immer größere Gebiete dem früher allein herrschenden Manne zur gleichmäßigeren Aufteilung abgewinnt. In wie weit die Aufteilung wirklich gleichmäßig geschehen wird und kann, ist eine andere Sache. Jedenfalls läßt sich auch der mächtige Strom moderner Frauenbewegung in seinem Laufe nicht hemmen, sondern nur überbrücken: dagegen helfen keine prahlerischen Machtsprüche!

Nun zu den körperlichen, den somatischen Unterschieden der Geschlechter. Als Biologen kommt es mir am wenigsten zu, den anatomisch-physiologischen Unterschied zu verkennen, welchen Mutter-Natur zwischen ihnen gezogen, und

die Präponderanz, die leitende Rolle des Mannes, vom tierischen Männchen überkommen, zu leugnen. Die Frage ist aber die: sind die somatischen Unterschiede derartig, daß sich hiervon auf eine Inferiorität, eine Minderwertigkeit des Weibes schließen läßt?

Vom ganz allgemeinen prinzipiellen Standpunkte läßt sich unbedingt beweisen, daß das weibliche Geschlecht das essentiellere, für die Existenz der Art notwendigere, stets unerläßliche sei, daß es z. B. zahlreiche Insekten gibt, bei denen die Männchen einen unnützen Luxus darstellen, auch solche, bei denen sie nur als phänomenale Seltenheit, etwa alle Jubeljahr einmal auftreten, selbst bisher noch gar nicht gefunden und beschrieben worden sind.

Gegen eine solche allgemeinbiologische Argumentation zugunsten des weiblichen Geschlechtes, als eine etwas weit hergeholte, dürften sich eifrige Proteste erheben. Gerade die hervorragende Rolle des Weibes in Sachen der Erhaltung der Art, in der langwierigen Kinderernährung und Pflege macht das Weib zum Schutz und Hilfe bedürftigen Wesen, welches sich nicht an Jagd, Krieg und andern Dingen beteiligen kann, mithin auch weniger Gelegenheit hat, sein Kräfte zu üben, seine Muskeln zu stählen. So mußte das Weib schon in der Urgesellschaft dem Manne untergeordnet sein. Man redet doch gewiß nicht mit Unrecht vom schwachen Geschlecht.

Durch übereinstimmende, in verschiedenen Ländern angestellte Messungen kann als erwiesen angenommen werden, daß bereits bei Neugeborenen im Durchschnitt ein Überwiegen der Körperlänge der Knaben über die der Mädchen um 0,5—1,0 cm vorhanden ist. Neugeborene Knaben sind im Mittel um 133 g. schwerer als Mädchen. Reife Individuen hochwüchsiger Rassen zeigen einen mittleren Längenunterschied zwischen Mann und Weib von 10—12 cm; bei kleinwüchsigen Rassen ist der Unterschied entsprechend geringer. In Westeuropa beträgt das Mittelgewicht eines erwachsenen jugendlichen Mannes 65 kg, das eines Weibes hingegen 55, die Differenz ist also 10 kg.

Was beim Manne im Durchschnitt prävaliert, ist der Bewegungsapparat: das Knochengerüst und die Muskulatur. Dabei sind die Knochen, namentlich die die Körperlast tragenden, unverhältnismäßig dick und schwer. Und was die Muskulatur anbetrifft, so ergab sich, daß die Gesamtmuskulatur des erwachsenen kräftigen Weibes noch nicht ein Drittel des Körpergewichts zu erreichen scheint, während sie beim erwachsenen kräftigen Manne durchschnittlich mehr als das Drittel des Körpergewichts beträgt." „Bemerkenswert ist — schreibt Waldeyer — daß die Beinmuskeln beim Manne und Weibe den gleichen Prozentsatz der Muskulatur haben, während die Armmuskeln entschieden beim Manne auch prozentisch überwiegen, dagegen beim Weibe wieder — honny soit qui mal y pense — die Zungenmuskulatur." (Nach Teile). — Ein Spötter pflegt zwar das Publikum auf seiner Seite zu haben, aber nicht immer mit Recht. Gegen die stärker entwickelte, den Körper fortbewegende Gesamtmuskulatur tritt die Zunge des Mannes selbstverständlich mehr zurück als die Zunge des

Weibes gegen dessen schwächer entwickelte Gesamtmuskulatur; an sich aber ist die weibliche Zunge sogar kleiner, wie's der geringere Wuchs des Weibes mit sich bringt.

Gleichviel: der Mann bleibt die Kraftmaschine, das Weib aber von Natur, nach Maßgabe von Muskel- und Knochenbau, das schwache Geschlecht. Welche Ungerechtigkeit! Und dabei lesen wir noch im Buche der Weisheit (XI. Kap., Vers 22 und 23): „Du hast alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht... Die Welt ist vor Dir wie das Zünglein einer Wage." Sollte dieses Pröbchen salomonischer Weisheit im Laufe dreier Jahrtausende nicht wenigstens teilweise zuschanden geworden sein? Denn wo bleibt die mit der Wage abgewogene Gerechtigkeit gegen eine ganze — wir Männer sagen aus perfider Galanterie „bessere" — Hälfte der Menschheit? Nur gemach, Salomo hat in dieser Frauenfrage dennoch nicht geirrt.

Wie in einer Maschine alle Teile derselben vollständig, auch in Größenverhältnissen und Gewicht, einander angepaßt sein müssen, so auch die Organe eines Lebewesens. — Nehmen wir als drastisches Beispiel an, es würde eine Turmuhr in Krähwinkel gebraucht, wo weder ein Vorbild, noch ein Meister, welcher Turmuhren zu bauen verstände, vorhanden wären. Man geht also zum gewöhnlichen Uhrmacher und trägt ihm auf, eine Taschenuhr zum Vorbilde zu nehmen und sie einfach in allen Dimensionen um das Hundertfache vergrößert nachzubilden. Was man aber dabei bekäme, wäre ein klägliches, zerbrechliches Ding, dessen Hebel sich verbiegen und brechen würden, und zwar schon im ersten Moment. Die Stärke der Hebel, Räder und Federn müßte in einer ganz anderen, viel erheblicheren Proportion anwachsen als die hundertmal größeren Dimensionen des Zifferblatts. Und so steht es mit jeder Konstruktion. Schon der große Galilei wendete ähnliche mechanische Betrachtungen auf den Skelettbau von Menschen und Tieren an. Anknüpfend an diese drei Jahrhunderte alten Betrachtungen glückte es mir, noch weitere Abhängigkeitsnormen, und zwar der Weichteile der tierischen und menschlichen Organismen von deren Größe aufzudecken*). So in bezug auf die Quantität der Muskelmassen, welche, gleich den durch sie zu bewegenden Knochenhebeln, mit zunehmender Körpergröße einen immer beträchtlicheren Prozentsatz des Körpergewichts an sich reißen, mithin ein Tier immer massiver, ungeschlachter machen: man denke nur an einen Elefanten, etwa im Vergleich zu einem Hunde oder Pferde!

Federleicht hebt der Elefant einen Menschen mit seinem Rüssel hoch, daß er aber das Gewicht eines ganzen Elefanten heben könnte, davon ist nicht im entferntesten die Rede, während die winzige Ameise mit ihrer Kieferzange Lasten hebt, welche 10 mal schwerer als der eigene Körper sind. Wie verschwindend gering ist die absolute Kraft einer Ameise und wie groß ihre

*) Nähere Quellenangaben in: H. Welcker u. A. Brandt. Gewichtswerte der Körperorgane bei dem Menschen und den Thieren. Archiv f. Anthropol XXVIII. 1902.

relative im Vergleich mit der des Elefanten! Ein Pferd ist nicht imstande, die Last eines ihm gleichen Gewichts auf dem Rücken zu tragen, während man einem Hunde drei gleich schwerer Hunde aufladen kann. So ist ein Riese an sich stärker, aber im Vergleich zu seiner Körpergröße schwächer als ein normaler Mensch und erst recht als ein Zwerg; so ist der Durchschnittsmann, dank seiner beträchtlicheren Größe, von Natur absolut stärker, relativ aber schwächer als das Weib. Ungleiche Übung durch Berufszweige greift im einzelnen ein und kann die von der Natur vorgesehenen absoluten und — wegen des geringen Größenunterschiedes — auch die relativen Kraftwerte von Mann und Frau verstärken oder selbst im entgegengesetzten Sinne abändern. Die Länge der Muskeln ist beim Ausgewachsenen unveränderlich gegeben; durch Übung nimmt nur ihre Dicke, wissenschaftlicher ausgedrückt, ihr Querschnitt, zu. Von diesem ist aber gerade die Kraftleistung der Muskeln abhängig und nicht von deren Länge und Gewicht. Mithin hat ein größerer Organismus unproduktiv an einem großen Teil seiner Muskulatur zu schleppen und ihn auch zu ernähren. Je mehr ein Wesen, dank seiner Größe, an absoluter Kraft zunimmt, um so mehr büßt es nicht nur an relativer Kraft, sondern auch an Behendigkeit und Geschicklichkeit ein. Man denke an ein schweres bedächtiges Arbeitspferd und an einen leichten Renner. Wer wollte sich unterfangen zu entscheiden, ob große Kraftleistung oder Gewandtheit an sich wichtiger und nützlicher seien?

Nicht der riesige, mit seiner Körperwucht alles demolierende Elefant, sondern der kleine, schwache, dafür jedoch gewandte Mensch wurde zum Herrn der Schöpfung auserkoren. Und noch ist es die Frage, welche Völkerschaften, die hochwüchsigen, absolut stärkeren und plumperen, oder die niedrigeren, relativ und also auch absolut gewandteren, namentlich heutzutage, wo zu Kraftleistungen die Maschine da ist, den Vorzug verdienen. Hat doch die behende Zwergrasse der Japaner im letzten Kriege auf gebirgigem Terrain den Sieg davongetragen. So ist auch das Weib in allen Arbeiten, in denen es auf Gewandtheit, Präzision und Ausdauer ankommt, dem Manne überlegen. Es wäre zu wünschen, daß dies im Interesse einer die Gesamtheit in hohem Grade fördernden Arbeitsteilung, dieser großen Losung der Zivilisation — genügende Anerkennung fände. Wir hätten hier also im allgemeinen eine Ungleichartigkeit, aber Gleichwertigkeit der Geschlechter.

Wir sprachen vom Durchschnittsmanne und Durchschnittsweibe in körperlicher Beziehung. Die Reihe ist nun an den häufigen Ausnahmen. Individuelle Schwankungen in der Größe und Kraftleistung beider Geschlechter sind, wie bekannt, sehr erheblich. Zu recht zahlreichen kleinen und schmächtigen Ehemännern gehören als Gegenstück walkürenartige Frauen. Unwillkürlich muß ich hier an eine Schlangenbändigerin denken, welche mir nach der Vorstellung über ihre graziösen Kraftleistungen mit starken und bissigen Riesenschlangen einige interessante Aufklärungen gab. Die Dame, eine juno-

niſche Geſtalt, hatte bisher als Luftgymnaſtikerin im Zirkus gearbeitet. Noch heute glaube ich ihren warmen Abſchiedshändedruck zu empfinden, der mir faſt die Fingerknochen gebrochen hätte.

Die junge Damenwelt, die ſich heutzutage mit ſolchem Eifer dem Sport hingibt, wird dadurch gewiß an Kraft und Körperausbildung profitieren. Allerdings gilt dies auch von der jungen Männerwelt.

Die Zukunft läßt ſich am beſten aus der Vergangenheit erſchließen. Hören wir, was Fr. Ratzel in ſeiner Völkerkunde ſagt:

„Wir finden, wenn mir die Kulturſtufen von den oberſten an hinabſteigen, das Weib auf den unteren dem Manne körperlich und gemütlich ähnlicher werden. Könnte nicht die Macht- oder vielmehr Kraftfrage, um die es ſich hier handelt, einſt etwas anders geſtanden haben? Es gibt ſo manche Anzeichen dafür, daß gerade auf den Stufen der Kultur, mit denen wir uns hier zu beſchäftigen haben, es in keiner Weiſe ſchwer hält, dem Weibe eine herrſchende Stellung zuzueignen. Wir erinnern an die einflußreichen weiblichen Prieſterinnen der Malayen, an die weiblichen Kriegstruppen mancher Länder und an die Häufigkeit weiblicher Herrſcherinnen. In Dahomey, wo die weiblichen Regimenter ſtärker und waffenkundiger als die männlichen ſind und alle Beratungen nach ihren Launen entſcheiden, könnten ſie jeden Augenblick die Herrſchaft an ſich reißen, nnd dann würde die lange dauernde Sklaverei des Weibes in vollem Maße vergolten werden.“ „Dies muß aber doch nicht ſo leicht ſein,“ meint hierzu Waldeyer, „denn ſonſt hätten die weiblichen Regimenter ſchon längſt das männliche Joch der Sklaverei abgeworfen, das ſie Jahrhunderte lang tragen.“ — „Abgeſehen von Ausnahmen, wie ſie ſtets vorgekommen ſind und noch vorkommen, hat das Weib noch nie eine Gleichſtellung mit dem Manne beſeſſen. Irrig iſt namentlich die neuerdings aufgekommene Meinung, in alten Zeiten habe eine größere Gleichheit zwiſchen Mann und Weib beſtanden: in den älteſten Gräbern finden ſich Waffenbeilagen ſtets nur bei männlichen, nie bei weiblichen Skeletten.“ So Waldeyer.

Die Kontroverſe läßt ſich ohne weiteres durch einen Seitenblick auf die Klaſſe der Säugetiere, die Vierhänder miteinbegriffen, beilegen, bei welchen das Männchen ſich ſtets durch größeren Wuchs und größere Kraft auszeichnet, daher das Weibchen beherrſcht, es aber auch in den hülfebedürftigen Perioden der Mutterſchaft ſchützt.

„Wir leben, Gott ſei's gedankt, nicht mehr im Zeitalter des Fauſtrechts! Und dennoch ſollen urmenſchliche, ja tieriſche Lebensformen mit Chriſtentum und zeitgenöſſiſcher Moralphiloſophie vereinbar ſein!“ So rufen entrüſtet die Fürſprecher der Frauenbeſtrebungen.

Die Gegenpartei aber verſichert: „Geſetzt, wir nehmen Abſtand von der geringeren mittleren Kraftleiſtung des Weibes, einerſeits in Rückſicht auf die

Maſchine, andererſeits auf die größere Gewandtheit und Ausdauer der Frau; geſetzt, wir zollen unſere Anerkennung den geiſtigen Leiſtungen einzelner Frauen, ſo bleibt doch im allgemeinen das Weib ein inferiores Weſen mit einer auf einen geringeren Inhalt geaichten Hirnſchale".

Hier wären wir bei einem ſchwarzen Punkte angelangt, welcher die neueſten Triumphe der Frauenrechtlerinnen trübt, ihnen den Beigeſchmack von etwas Unverdientem, Urſurpiertem oder Erſchlichenem gibt. Gerade in dieſer Frage halte ich mich für berufen, ein Wörtchen mitzuſprechen, da es mir bereits vor Jahren gelang, erklärend in die Frage von der Größe des Gehirns bei Tieren und Menſchen einzugreifen. (S. die Fußnote auf S. 177).

Iſt es denn zunächſt *wahr*, daß das weibliche Gehirn weniger als das männliche wiegt? Ja, es iſt wahr, und zwar im Mittel etwa um den zehnten Teil. Das durchſchnittliche um 10% „Weniger" dürfte aber der durchſchnittlichen *geringeren weiblichen Körpergröße* entſprechen: je größer ein tieriſches Weſen iſt, um ſo größer muß auch ſein Gehirn ſein. Ein Elefant kann doch unmöglich mit einem erbſengroßen Mäuſegehirn fürlieb nehmen! Für ihn iſt ſelbſt das menſchliche zu klein. Und in der Tat, das Elefantengehirn iſt rund 10 mal ſo ſchwer als das menſchliche. Iſt er etwa um ebenſo viele mal klüger als der Menſch? oder mehrere hundert mal klüger als die ſchlaue Ratte, als ein geſcheites, menſchenähnliches Äffchen?

Neuerdings nimmt man an, daß ſich die *Seelenprozeſſe* im Gehirn nicht ſtreng lokaliſiert, ſondern diffus, verbreitet, abſpielen, und zwar hauptſächlich oder ausſchließlich in der ſogen. Hirnrinde; wobei ein Hirnteil derſelben für den anderen eintreten kann. Die Exiſtenz von ſpeziell und ausſchließlich den pſychiſchen Funktionen obliegenden Hirnzentren konnte bisher nicht nachgewieſen werden. Vielmehr entpuppte ſich das Gehirn mit ſeinen überaus zahlreichen Teilen und Abſchnitten als Summe ſomatiſcher, körperlicher Zentren, welche wenigſtens vornehmlich materiellen Verrichtungen und Sinneswahrnehmungen vorſtehen. Da wäre, um einige Beiſpiel zu nennen, das Atmungszentrum, welches die Muskulatur des Bruſtkorbes in Aktion ſetzt; ferner das Zentrum, welches den Herzſchlag reguliert, das Zentrum, welches die Bewegungen des Magens beeinflußt. Ferner Rindenzentren, welche die Sprechmuskeln regieren, ſolche, welchen die Bewegungen der Muskeln des Rumpfes und der Extremitäten unterſtellt ſind. Schon garnicht zu ſprechen von den ſo hochwichtigen, die Pforten der Seele, die Sinnesorgane verſehenden Zentren, denen durch Nervenleitung Sinneseindrücke zugeführt werden, behufs ihrer weiteren Verarbeitung zu Vorſtellungen. Sehr verbreitet ſind die Reflexzentren u. ſ. w.

Je größer ein tieriſcher oder menſchlicher Körper iſt, um ſo umfangreicher und ſchwerer ſind auch die Zentren, welche in ihrer Geſamtheit das Gehirn ausmachen. So wird es ganz plauſibel, daß der durchſchnittlich größere Mann durchſchnittlich auch ein abſolut größeres Gehirn als das Weib beſitzen muß.

Fragen wir nun aber nach dem *relativen* mittleren Hirngewicht der

Geschlechter, so erfahren wir, daß das weibliche den 42-sten, das männliche nur den 43-sten Teil des Körpergewichts ausmacht. „Da habt ihr's — denkt hierbei vielleicht im geheimen eine urteilsflinke Frau —: der Mann war nur ein Stück zur Probe, doch wir, wir sind das Meisterstück!"

Aber nur gemach, meine Damen! Alles ist geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht.

Bereits der im XVIII. Jahrhundert hochberühmte Arzt, Anatom, Physiologe, Botaniker und Poet Albrecht v. Haller stellte nach zahlreichen Quellen eine recht lange, sich auf verschiedene Klassen der Wirbeltiere beziehende Tabelle zusammen, in welcher das Hirngewicht in Bruchteilen des Körpergewichts angegeben wird. Es erwies sich dabei, daß das relative Hirngewicht in einem umgekehrten Verhältnis zum Körpergewicht stehe.

Gemäß dieser, von mir als Haller'sches Hirngesetz bezeichneten Regel haben z. B. die allerkleinsten Säugetiere, wie eine Maus, wenn auch absolut das kleinste Gehirn, so doch relativ, also im Verhältnis zum Gesamtkörpergewicht, das größte, schwerste, während Elefant und Walfisch absolut die größten, relativ die kleinsten Gehirne aufweisen. Ein neugeborenes Kind hat absolut das kleinste, im Verhältnis zu seinem Körpergewicht aber ein viele mal schwereres Gehirn als ein Erwachsener. Meine Erklärung des Haller'schen Hirngesetzes knüpft zunächst an die bereits erwähnte Tatsache an, daß das Gehirn in erster Instanz keineswegs als Seelenorgan, sondern als Summe von Zentren anzusehen ist, welche körperliche Prozesse auslösen und regulieren. Ferner knüpft meine Erklärung an die Erwägung an, daß die einzelnen Lebensverrichtungen der Tiere sich quantitativ nicht proportional der Körpergröße vollziehen: eine Tatsache, welche mit einer bei verschieden großen Tieren verschiedenen Aufteilung der 100% Körpergewicht zwischen den einzelnen Organsystemen in Zusammenhang steht.

Ein sehr wesentliches Pröbchen von einer solchen ungleichen Aufteilung lernten wir bereits am Knochen- und Muskelsysteme kennen. Diese reißen mit zunehmender Körpergröße immer mehr und mehr Prozente des Körpergewichtes an sich, auf Kosten der übrigen Organe, überlassen aber dafür dem kleineren Tiere um so mehr Prozente für diese übrigen Organe.

So kommt es, daß kleinere Wesen mehr Prozente für die Ernährungsorgane übrig haben und gleichzeitig relativ über eine größere Lebensintensität verfügen. Auch für das Nervensystem mit Einschluß des Gehirns haben sie mehr Prozente übrig. Es gilt dies auch für die Frau als durchschnittlich kleineres Wesen.

Um der Sache etwas näher zu treten, müssen wir uns das je nach der Größe der Lebewesen sich ändernde Verhältnis zwischen Körpermasse und Körperoberfläche klar machen.

Wir hätten hier ein Trinkglas, zu welchem wir uns noch ein zweites von der nämlichen Form, nur zwei mal höher und breiter, hinzudenken. Sie

ſeien beide mit heißem Tee angefüllt. Erfahrungsgemäß wird das kleinere raſcher bis zu einem trinkbaren Grade und darauf bis zur Zimmertemperatur abkühlen als das große. Um dieſe Tatſache exakt zu formulieren, müſſen wir etwa ſagen: Die Abkühlung eines Körpers durch Wärmeleitung und -Strahlung erfolgt von der Oberfläche aus: ein kleinerer Körper hat aber eine verhältnismäßig größere Oberfläche als ein großer. Um wie viel mal im gegebenen Falle? Mag das kleinere Glas Tee ein Pfund wiegen, ſo wiegt das in ſeinen Lineardimenſionen verdoppelte große 2 mal 2 mal 2, alſo 8 Pfund: während ſeine Oberfläche nur 2 mal 2 mal, alſo 4 mal größer iſt. So hat auch das acht mal ſchwerere Glas eine nicht acht, ſondern nur vier mal größere, alſo relativ nur halb ſo große Abkühlungsfläche als das kleine. Die Oberflächen ähnlicher Körper verhalten ſich nämlich zueinander wie die Quadrate, ihre Gewichte oder Volumina wie die Kuben der Lineardimenſionen. Im gegebenen Beiſpiel würde die Abkühlung des kleineren Glaſes noch einmal ſo raſch als die des größeren ſtattfinden. Da nun aber ein Warmblüter einer beſtimmten Körpertemperatur bedarf, ſo müſſen alle Wärme produzierenden Ernährungsprozeſſe im kleineren Weſen relativ größer, intenſiver ſein. Es gilt dies für die Verdauungsorgane, für die Lungen, für das Herz. (Letzteres iſt auch beim Weibe relativ größer als beim Manne. Es ſei dies als Gegenſatz zu Waldeyers Seitenhieb, die Frauenzunge betreffend, beſonders hervorgehoben).

Alle prozentiſch bei kleineren Weſen, alſo auch beim Weibe, höher bewerteten Organe verlangen auch prozentiſch höher bewertete, ſie beherrſchende Zentren im Gehirn. Beſitzt das kleinere Weſen eine relativ größere Körperoberfläche, ſo beſitzt es auch eine relativ ausgedehntere Haut, und folglich auch eine relativ beträchtlichere Anzahl von Empfindungsnerven darin, und dieſe wieder wurzeln in ihnen entſprechenden Zellen des Zentralnervenſyſtems, ein Umſtand, welcher ſich gleichfalls am relativen Hirngewicht zugunſten des kleineren Weſens, alſo auch des Weibes, bemerkbar machen muß.

Ähnliches gilt auch für die Bewegungszentren im Gehirn, wie unwahrſcheinlich dies auf den erſten Blick auch erſcheinen muß, da doch — wie wir wiſſen — die Muskulatur beim kleineren Weſen einen geringeren Prozentſatz ausmacht. Nun iſt aber die Zahl der zu einem Muskel gehenden Nervenfaſern durchaus nicht der Maſſe des Muskels, ſondern ſeinem Querſchnitt proportional, weil die Muskeln nicht etwa aus kugeligen Zellen, ſondern aus Längsfaſern beſtehen. Jeder Muskelfaſer entſpricht aber eine Nervenfaſer, und dieſer wieder eine Zelle im Gehirn. Von mir gemachte Zählungen der Faſern in entſprechenden Nervenſtämmen größerer und kleinerer Tiere beſtätigen, daß die relative Faſerzahl mit der abnehmenden Größe des Tieres im ſelben Verhältnis wie der Prozentſatz des Gehirns zunimmt.

Es läßt ſich alſo nicht bloß das abſolut größere mittlere Hirngewicht des Mannes, ſondern auch das relativ größere mittlere Hirngewicht des

Weibes auf ſomatiſche, mit der Körpergröße zuſammenhängende Verhältniſſe zurückführen.

So gibt uns alſo weder das abſolute noch das relative mittlere Gewicht des Gehirns beſtimmte Anhaltspunkte zu einer verſchiedenen intellektuellen Einſchätzung der Geſchlechter.

Vielleicht aber kommt es nicht auf das Gewicht, ſondern auf den Bau des Gehirnes an? Da wären zunächſt die Hirnwindungen, namentlich die am Großhirn. Dieſer für die pſychiſchen Vorgänge zuverſichtlich weſentlichſte Teil beſteht aus zwei großen Blaſen, welche eine menſchliche Hirnſchale etwa von einer Elle im Durchmeſſer erfordern würden, wenn ſie nicht in zahlreiche, überaus tiefe primäre und ſekundäre Falten gelegt wären. Von der Oberfläche geſehn, nehmen ſich die Faltungen wie gewundene Gedärme aus, daher auch die etwas künſtliche Bezeichnung „Hirnwindungen“. Je zahlreicher im gegebenen Schädelraum die Windungen ſind, deſto ausgedehnter iſt die Oberflächenſchicht der Hirnblaſen. Dieſe, der Farbe nach graue, Oberflächen- oder Rindenſchicht beſteht aber aus Nervenzellen, welche ihrerſeits die Nervenzentren zuſammenſetzen. Ein an Windungen reicheres Gehirn gilt meiſt noch heute als ein intellektuell bevorzugtes; wobei die der Vollwertigkeit der Frau feindlich oder wenigſtens ſkeptiſch Gegenüberſtehenden ſchadenfroh auf eine merklich geringere Ausbildung der Großhirnwindungen am weiblichen Gehirne, ſchon von der Geburt an, hinweiſen.

Nun wird aber dieſes vorſchnelle Urteil durch vergleichend-anatomiſche Tatſachen bedenklich ins Schwanken gebracht. Kleine Tiere, wie Ratten und Äffchen, mögen ſie pſychiſch auch noch ſo hoch ſtehen, haben glatte, nicht gefaltete, windungsloſe Gehirne, große Tiere, wie der Menſch, und erſt recht ein Walfiſch, ein Elefant, überaus windungsreiche. Mit anderen Worten: die Ausbildung der Windungen iſt der abſoluten Größe eines Gehirns proportional. Wir haben es hier offenbar mit einem Beſtreben der Natur zu tun, das richtige Verhältnis zwiſchen der aus Nervenzellen beſtehenden Hirnoberfläche und der inneren, aus Nervenfaſern beſtehenden weißen Hirnmaſſe aufrecht zu erhalten. Man ſieht, es macht ſich hier wieder einmal das bereits beſprochene ſtereometriſche Geſetz von der Zunahme von Oberflächen im Quadrat und von Maſſen im Kubus der Lineardimenſionen geltend. Wie der an Hirnwindungen reichere Elefant nicht klüger iſt als der Menſch, iſt der Mann erſt vollends deshalb nicht klüger als die Frau.

Nachdem der Hydra nun auch dieſer Kopf abgeſchlagen, ſehen wir aber momentan einen neuen hervorſchießen: den feineren mikroſkopiſchen Bau! Dieſer könnte ja ein Plus zugunſten des Mannes ergeben.

Man hat ſich ganz neuerdings an die Zählung der Nervenzellen gemacht, welche auf jeden Kubikmillimeter grauer Hirnſubſtanz in verſchiedenen Säugetiergruppen vorhanden ſind. Es erwies ſich hierbei unter anderem, daß dem Menſchen — ſelbſt im Vergleich mit den höchſten Affen — eine beträchtlichere

Zahl von Nervenzellen der Hirnrinde zukomme. Wo aber wäre ein Vergleich männlicher und weiblicher Gehirne? Dieser steht noch aus und müßte unbedingt unter Berücksichtigung des Unterschiedes im Körpergewicht vorgenommen werden. Ein gar langwieriges Unternehmen!

Sollte sich schließlich, nach Berücksichtigung aller somatischen Anforderungen, unerwarteter Weise dennoch irgend ein reinpsychisches Manko im Gehirnbau des Weibes dem Manne gegenüber herausstellen, so könnte es nur äußerst, gering sein. Und welcher Kaufmann würde einer Dame, wie auch einem Herrn, nicht bereitwilligst einen mit 1000 R. markierten Teppich für 999 R. ablassen falls der Dame der eine Rubel zufällig fehlen sollte?

Ich sage „zufällig", denn es ist die Rede von mittleren Werten: wie unendlich viele Frauen sind aber mit einem viel höheren geistigen Kapital ausgestattet als der Durchschnittsmann.

Die Kulturgeschichte weist zahlreiche Beispiele auf, in denen die Praxis des Lebens der grauen Theorie vorangegangen ist. Dieweil die Anatomen mit Skalpell und Mikroskop dem Gehirn zu Leibe gehen, betätigt sich die moderne Frau in geistiger Arbeit, sucht die mangelhaftere Schulbildung durch Lektüre zu ergänzen, strömt in hellen Haufen den Ferienkursen zu, die hierin indolenteren Männer in den Schatten stellend; viele beziehen eine Hochschule, erwerben gelehrte Grade! Und so schließe ich denn in aufrichtiger Hochachtung vor den geistigen Erfolgen der modernen Frau mit einem Zitat aus dem „Gaudeamus" deutscher Studentinnen:

Hoch die heil'ge Wissenschaft!
Nieder mit den Schranken!
Bahn frei jeder rechten Kraft!
Freiheit den Gedanken!



Unsere Gewißheit von der Außenwelt in der Philosophie Johannes Rehmkes.

Von Dr. Theodor Skribanowitz (St. Petersburg).

Unter den führenden Denkern der Gegenwart ist Johannes Rehmke der Einzige, der dem sich neuregenden Bemühen um eine philosophische Welterkenntnis ein den innersten Tendenzen unserer Zeit gleichgesinntes und richtungverwandtes System philosophischer Lehren darzubieten vermag.

Denn dieses neuerwachende Bedürfnis nach Philosophie, auf das jetzt immer wieder hingewiesen wird, ist etwas ganz anderes, als jenes vielerwähnte „metaphysische Bedürfnis", von dem Schopenhauer spricht.

Wer die geistige Signatur der Gegenwart, wie sie in allen Sphären intellektueller und künstlerischer Lebensbetätigung zutage tritt, richtig zu deuten, ihr tieferes Sehnen mitzufühlen vermag, muß erkennen, daß unsere Zeit ebenso metaphysikfeindlich ist, wie die hinter ihr liegenden letzten Jahrzehnte. Jeglicher dialektischen Weltkonstruktion ist unsere Zeit abhold; spekulative Unternehmungen, wie sie am Beginn des XIX. Jahrhunderts entstehen und die Gemüter und Geister berauschen konnten, müßten heute völlig wirkungslos bleiben. Unsere Zeit ist immer noch metaphysikfeindlich, — und das trotzdem, oder gerade weil sie nicht nur eine Zeit regen philosophischen Verlangens, sondern zugleich auch eine Zeit religiösen Suchens ist.

Nicht um Metaphysik, — sondern um Philosophie einerseits und um Religion andererseits geht das innere Ringen unserer Zeit.

Die Ablehnung der Metaphysik bedeutet eben weder schon eine Verzichterklärung auf Philosophie überhaupt, in ihrem eigensten wissenschaftlichen Sinne, noch auch nur eine resignierende Beschränkung auf die philosophischen Einzeldisziplinen, etwa auf Logik, Psychologie, Ethik, Ästhetik! Gerade unserem Zeitbedürfnis nach soll die Philosophie die grundlegende Wissenschaft bleiben, — ja es erst recht eigentlich werden. Deshalb soll sie endlich der Weltdichtung jederlei Art entsagen! Die Philosophie soll bodenständige Wissenschaft sein, die, nicht anders als jede Fachwissenschaft, ihren Gegenstand aus ihm selbst erklärt, die Tatsachen vorurteilslos zu Wort kommen läßt, nicht aber sie umdichtet und mit weltfremden Spekulationen durchsetzt.

Die Leistungen der Einzelwissenschaften haben eine Fülle von Einzelerkenntnissen vor uns aufgetürmt, denen jedoch der höchste Erkenntniswert abgesprochen werden muß, solange die großen allgemeinsten, auf das Ganze abzielenden Fragen unbeantwortet, solange eine Menge grundlegender, in allen Einzelerkenntnissen immer mitenthaltener Begriffe ungeklärt geblieben ist.

Was ist Welt? Was ist Wirklichkeit? Was ist Ding? Was ist Eigenschaft? Was ist Veränderung?... Der Gebrauch zahlreicher immerwiederkehrender Wörter, wie z. B. „Welt", „Wirklichkeit", „Ding", „Bewußtsein", „Einzelwesen", „Eigenschaft", „Subjekt", „Objekt", „Raum", „Zeit", „Ort", „Identität", „Vergehen", „Schöpfung", „Wirkung", „Bewegung", „Veränderung", „Tätigkeit" und vieler anderer ist kaum jemals weniger einheitlich gewesen, als heute. Sie sind vieldeutig und unklar und darum einer klaren Welterkenntnis hinderlich.

Nur eine metaphysikfreie Allgemeinwissenschaft, die allen diesen Worten, welche doch eben Tatsächliches unserer Welt ausdrücken wollen, zu einem eindeutigen Begriff verhilft, kann unserer auf klare, ungefärbte Welterkenntnis gerichteten Gegenwart den Dienst einer Grundwissenschaft oder Philosophie leisten. Diese der zeitgenössischen Philosophie erwachsende Aufgabe bedeutet somit nicht weniger, als die Forderung einer General-

durchsicht des Gegebenen, — die Forderung einer vorurteilslosen Betrachtung und denkenden Zergliederung des Gegebenen schlechthin, der Welt überhaupt, mithin alles Allgemeinsten, das noch nicht in dieser seiner Allgemeinheit, sondern erst in einer bestimmten Besonderung Gegenstand der Fachwissenschaften werden kann.

Nach einer *solchen* Philosophie besteht heute rege Nachfrage! Allein außer in der Philosophie Johannes Rehmkes hat die philosophische Wissenschaft der Gegenwart dieser so spezifisch betonten Nachfrage kein akzeptables Angebot gegenüberzustellen.

Die Philosophie der Gegenwart ist, bei aller inneren Gegensätzlichkeit ihrer mannigfachen Richtungen, ausnahmslos metaphysiksüchtig. Denn sie steht durchweg im Zeichen des Phänomenalismus, nämlich jener Lehre, nach welcher die uns gegebene Welt, d. h. also das unserer denkenden Bearbeitung einzig Zugängliche, bloße „Erscheinung", „Abbild" einer „dahinter-" oder „zugrundeliegenden" uns unzugänglichen Welt sei. Es ist nicht verwunderlich, wenn bei dieser Grundannahme sich sofort das „metaphysische Bedürfnis", hinter die wirkliche Welt zu kommen, einstellt und zur Erdichtung anderer Welten, zum Weltdualismus führt. Dieser Standpunkt *muß* notwendig zur Metaphysik, „dem Bastard der Phantasie und des Verstandes" verführen, und kein Verbot kann dem Einbrechen wilder Spekulationen wehren, wenn ihnen mutwillig Tür und Tor geöffnet worden sind.

In entschiedenem Gegensatz zu sämtlichen im Fahrwasser des Phänomenalismus segelnden philosophischen Richtungen steht die Philosophie Johannes Rehmkes. Unter allen Denkern der Gegenwart ist Rehmke der Einzige, der von seiner Philosophie mit stolzem Selbstbewußtsein sagen darf, sie sei eine „*neue* Philosophie, die der bis in die Gegenwart überlieferten in *jeder* Gestalt entgegentritt". Dem unvermeidlichen Weltdualismus jener Richtungen stellt er seinen sicher begründeten *Weltmonismus* gegenüber, und gleich Friedrich Nietzsche befehdet er mit nieermüdender Schärfe jederlei philosophisches „Hinterweltlertum".

Die Metaphysik oder Weltdichtung ist nicht nur der Philosophie, sondern der Wissenschaft überhaupt feindlich, denn die Philosophie ist als Grundwissenschaft die Basis, auf welcher alle Einzelwissenschaften ruhn, und von ihrem Schicksal werden sie mitbetroffen. Rehmke hat es einmal so formuliert: „Die Wissenschaft hat zwei Feinde: die positive und die negative Dichtung; jene legt der Wirklichkeit eine Elle zu, diese bricht ihr eine ab". Und das Arbeitsprogramm seiner Philosophie faßt er in folgende Worte: „Will die Philosophie bodenständig und somit aussichtsvolle Wissenschaft sein, so muß sie dem Phänomenalismus und seinem Gefolge den Abschied geben; will sie, wie die anderen Wissenschaften alle, zur Weltkenntnis führen, so muß sie der Weltdichtung klipp und klar entsagen, so muß sie ihren Gegenstand nach ihm selbst allein fragen und von ihm allein sich belehren lassen, nicht aber ihrerseits

ihn zu belehren suchen und meinen, sie könne in die Welt einführen, indem sie aus ihr herausführe".*)

In Johannes Rehmke muß unsere nach bodenständiger wissenschaftlich-philosophischer Welterkenntnis suchende Zeit ihren berufenen, geistesverwandten Führer sehen; in seinen Lehren ist der Gegenwart die zeitgemäße Philosophie gegeben.

Ein glücklicher Mehrer des überkommenen philosophischen Erbgutes ist Rehmke auf allen Gebieten philosophischer Arbeit schöpferisch hervorgetreten und hat überall hochbedeutsame neue Einsichten zutage gefördert — Erkenntnisse, die dauernd gelten werden und seinem Namen in der Geschichte der Philosophie einen Platz von hohem Rang sichern.**)

Rehmkes Grundwissenschaft, seine Psychologie und Logik, die durch ihn eine grundlegende Neuorientierung erfahren, liefern für Ethik, Pädagogik, Ästhetik, Religionsphilosophie, Naturphilosophie einen granitenen Unterbau. Für manche dieser Disziplinen dürfen wir die speziellere Ausführung von Rehmke selbst erwarten, — für die übrigen werden sich in der Schar seiner Schüler Bearbeiter finden, die des Meisters Grundgedanken weiterdenken und anwenden. Das verbürgt die expansive innere Kraft dieser Grundgedanken. So ist es z. B. für Jeden, der sich in Rehmkes Psychologie vertieft, sofort einleuchtend, daß aus ihr der gegenwärtigen Ästhetik, die ein wirres Gegeneinander sich widersprechender Lehren und Methoden darstellt, Rettung kommen muß.

Doch, wie entscheidend für die Aufhellung weiter Gebiete philosophischen Suchens diese Rehmkeschen Einzelerkenntnisse auch sein mögen, — an Bedeutung überragt sie, als Rehmkes größte philosophische Tat, seine Überwindung des Phänomenalismus. —

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft schreibt Kant: „Es bleibt immer ein Skandal der Philosophie und der allgemeinen Menschenvernunft, das Dasein der Dinge außer uns blos auf Glauben annehmen zu müssen und, wenn jemand es einfällt, es zu bezweifeln, ihm keinen genugtuenden Beweis entgegenstellen zu können." Die Frage nach der Realität der Außenwelt hat drei Jahrhunderte lang einen wichtigen Vorwurf philosophischer Untersuchung abgegeben; sie ist es, die den philosophisch Harmlosen immer wieder verblüfft und ihm, entweder als höchst esoterisch, oder — als besonders verstiegen erscheint, in beiden Fällen jedoch den Kredit der Philosophie zu heben nicht gerade geeignet ist.

*) Rehmke, Philosophie als Grundwissenschaft, S. V.

**) Von Johannes Rehmkes zahlreichen philosophischen Schriften seien hier die folgenden wichtigeren Werke genannt: Philosophie des Weltschmerzes, 1876. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff, 1880. Die Seelenfrage, 1891. Unsere Gewißheit von der Außenwelt, 3. Aufl. 1894. Lehrbuch der allgemeinen Psychologie, 2. Aufl. 1905. Zur Lehre vom Gemüt, 2 Aufl. 1911. Grundriß der Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. 1912. Philosophie als Grundwissenschaft, 1910. Die Seele der Menschen, 4. Aufl. 1913. Das Bewußtsein, 1910. Die Willensfreiheit, 1911. Anmerkungen zur Grundwissenschaft, 1913.

Rehmke nun hat der Frage nach der Realität der Außenwelt nicht nur eine unwiderlegbare bejahende Antwort gefunden, sondern auch die Fehlerquellen aufgedeckt, aus denen diese Frage herrührt. Er hat den von Kant konstatierten „Skandal" als einen seitens der Philosophen selbst mutwillig provozierten philosophischen „groben Unfug" enthüllt! Dies ist die Leistung seiner „Philosophie als Grundwissenschaft", deren Ziel er mit den prägnanten Worten ausspricht: „Es gilt in der Tat die Welt, in der wir leben, wieder zu gewinnen als die „wahre" d. i. die einzige Wirklichkeit, es gilt, mit anderen Worten, aus dem Weltdualismus zum Weltmonismus zu kommen, der sowohl aller Metaphysik d. i. aller Weltdichtung, als auch aller Skepsis den Abschied gibt und der menschlichen Wissenschaft für alle Zeit volles Vertrauen sichert".

Wie Rehmke die Bewältigung dieser großen und genuin modernen Aufgabe gelingt, wie er dem Gewißheits-Problem die Lösung findet, sowie ihre Durchführung im einzelnen — das kann nur ein gründliches Studium seines Hauptwerkes zeigen. In flüchtigem Umriß läßt sich der Gedankengang bloß skizzenhaft andeuten.

* * *

Das gemeinsame Wesen aller phänomenalistischen Richtungen in der Philosophie besteht — wenn wir unwichtige unterscheidende Nuancen beiseite lassen — in folgender Grundlehre: Das unserem Bewußtsein Gegebene ist nicht die Wirklichkeit; Bewußtseinsinhalt und Seiendes sind nicht Eines, sondern Zweierlei. Das von uns bewußtseinsmäßig Gehabte, alles Empfundene, Wahrgenommene, Vorgestellte, — kurz, die ganze Welt des Menschen ist bloße Erscheinung, Abbild eines für ihn unerkennbaren Ansichseienden, Transzendenten! Der gesamte Bewußtseinsbesitz des Menschen, also alles, wovon er weiß und wissen könnte, was in der Wissenschaft Gegenstand denkender Bearbeitung wird, soll nichts Reales, sondern nur Spiegelung oder auch Vorspiegelung eines Realen sein, gleichsam nur ein Gutschein auf den entsprechenden wirklichen Gegenstand, und zudem ein Gutschein, der im Diesseits nicht honoriert werden kann.

Auf Grund dieses Standpunktes operieren alle phänomenalistischen Richtungen mit dem angeblich unvermeidlichen fundamentalen Gegensatz: Ideales — Reales, oder Erscheinung — Ding an sich, Immanentes — Transzendentes, Bewußtseinsinhalt — Gegenstand der Erkenntnis, — oder wie immer dieser Gegensatz formuliert werden mag.

Ist nun jene der naiven Weltauffassung so fernliegende Grundthese des Phänomenalismus richtig? Und wie ist sie gewonnen worden? — Der Ursprung der phänomenalistischen Lehre ist unverkennbar: sie hat ihre Wurzeln in psychologischen Überlegungen. Wir haben als Bewußtseinsinhalt, sagt man, nicht die Dinge selbst. Können sie nicht haben! Schon die Tatsache, daß ein

und dasselbe Ding zu gleicher Zeit vielen Bewußtseinen gegeben sein könne, demonstriere unwiderlegbar, daß es eben nicht das Original selbst sei, was den vielen Bewußtseinen zum „Inhalt“ werde! Wir Bewußtseinswesen haben zu unserem Bewußtseinsinhalt nicht die Welt selbst, — denn die Welt sei außer unserem Bewußtsein, ein Bewußtseinsinhalt aber müsse in ihm sein. Jedes Bewußtsein sei sich selbst das einzige ursprünglich und unmittelbar Gegebene, während ihm die Außenwelt durch die Sinne erst vermittelt werde, also nur in ihren Wirkungen auf das Bewußtsein gegeben sei. Deshalb auch sei jeglicher Bewußtseinsinhalt subjektiv bedingt, von der Natur des betreffenden Bewußtseinswesens abhängig.

Aus solchen Erwägungen heraus erwachsen dann die erkenntnistheoretischen Probleme: Wie gelangt das einzelne Bewußtsein, das unmittelbar nur sich selbst haben und die vermittelte „Außenwelt“ auch nur als seinen Bewußtseinsinhalt kennen soll, — wie gelangt das einzelne Bewußtsein überhaupt zum Begriff der „Außen“-welt, wie erlangt es die Gewißheit von der Existenz eines Anderen außer ihm? Muß ihm diese, da es seinen Bewußtseinsring niemals überspringen kann, nicht dauernd zweifelhaft bleiben? — Die Überwindung des sogenannten Solipsismus ersteht als erste Aufgabe! Und gleich darnach die zweite: Wenn jedem Bewußtsein nur sein subjektiv bedingter Bewußtseinsinhalt zur Verfügung steht, — wie ist dann objektive, allgemeingültige Erkenntnis möglich? Und wird sie trotz allem behauptet, in welchem Sinne kann das bei solcher Lage der Dinge gemeint sein? Wie ist, rebus sic stantibus, Wissenschaft möglich? Gibt es irgend welche Objektivität verleihende Instanz? Was ist Wahrheit? Wo sind ihre Kriterien?

Es sind drei verhängnisvolle Irrtümer, um die diese Probleme phänomenalistischer Erkenntnistheorie sich gruppieren lassen: erstens, die Negierung des ursprünglichen Gegebenseins von „Außenwelt“ zugleich mit dem Selbstbewußtsein; zweitens, die Verdinglichung des Bewußtseins; und, drittens, die Verörtlichung des Bewußtseins infolge der falschen Auffassung vom Menschen als einem Einzelwesen. Aus diesen drei Kardinalirrtümern leiten sich alle Schwierigkeiten der aufgegebenen Probleme her, derer Herr zu werden die Erkenntnistheorieen sich vergeblich abmühen.

Es ist nicht wahr, daß das Bewußtsein ursprünglich nur sich selbst hat und all sein Gegebenes als ein ihm Zugehöriges besitzt, — „Anderes“, „Außenwelt“ aber von ihm erst erschlossen werden muß. Descartes berühmtes „Cogito ergo sum“ spricht nur die eine Hälfte der Wahrheit aus. „Das ist die Wahrheit in Descartes Satz „Cogito ergo sum“: „ich habe oder besitze mich selbst“, eine Wahrheit, neben der freilich die andere in gleicher Berechtigung und Bedeutsamkeit steht: „Ich habe oder besitze Anderes“.*) Denn „etwas bewußt haben“ heißt immer dieses zugleich auch als Besonderes, von Anderem

*) Rehmke, Philosophie als Grundwissenschaft. S. 579.

Unterschiedenes haben. Das Bewußtsein könnte darum auch nicht sich selbst haben, ohne Anderes zu haben, von dem es sich besonderte, unterschiede. Denn es steht zweifellos fest, „daß jedes Gegebene ein Besonderes, d. i. von Gegebenem Unterschiedenes ist. „Hat" sich das Bewußtsein selbst, so hat es sich von anderem Besitz unterschieden... „Selbstbewußtsein" ohne irgend welches andere Gegebene des betreffenden Bewußtseins ist ein Widerspruch in sich." *) Wer genug Abstraktionsvermögen hat, um mit der Behauptung, das Bewußtsein habe ursprünglich nur sich selbst, Ernst zu machen, sie wirklich zu Ende zu denken, der müßte sofort einsehen, daß bei solcher Sachlage dem Bewußtsein ein Entrinnen aus seinem Selbst ganz unmöglich, daß es dann immer bei sich selbst geblieben wäre und die Flucht in die Außenwelt überhaupt niemals hätte versuchen können! —

Als zweite Quelle phänomenalistischer Fehlfragen wurde die Verdinglichung des Bewußtseins genannt.

Warum sollen dem Bewußtsein nicht die wirklichen Dinge der Außenwelt, die Originale selber gegeben sein können, sondern statt ihrer nur „Erscheinungen"? Was hindert uns, das „Bewußthaben" von Dingen als das zu nehmen, als was es sich uns bietet, nämlich als ein wirkliches Haben der Dinge? Einem vorurteilslosen Nachdenken stellt sich hierfür *kein* Hindernis entgegen, — nur bei einer offenkundigen oder kachierten Verdinglichung des Bewußtseins wird man auf Schwierigkeiten stoßen.

Mit der bloßen *Redensart* „Immaterialität der Seele" ist es nicht getan! Sobald mit der Immaterialität des Bewußtseins theoretisch tatsächlich gehörig Ernst gemacht, die Unräumlichkeit des Bewußtseins in strengster Weise gefaßt und durchgeführt wird, werden alle Motive zu phänomenalistischen Konzeptionen hinfällig. Es bleibt dann kein Grund mehr, dem Bewußtsein das Bewußthaben der wirklichen materiellen Dinge abzusprechen und das, was dem Bewußtsein gegeben ist, für den bloßen Stellvertreter eines Ansichseienden zu erklären.

Es heißt: *weil* die Seele *im*materiell ist, kann sie nicht Materielles haben. Dieser Satz ist reiner Gallimatthias! Gerade dank dem Umstande, daß die Seele immateriell, unräumlich ist, *kann* sie auch Räumliches, Dinge haben! Und umgekehrt: wäre das Bewußtsein, gleich dem Dinge, ein Räumliches, Materielles, gerade dann könnte es andere Dinge nicht haben, denn kein Ding hat ein anderes Ding zu seinem Gegebenen, es sei denn, daß letzteres als sein Teilding *zu ihm gehöre*.

Es gilt sich klar darüber zu werden, was das „Haben" in Ansehung des Bewußtseins besagt, welchen Tatbestand es zum Ausdruck bringt und alle mit bildlichen Wendungen sich so leicht einschleichenden falschen Deutungen fernzuhalten. Es bedarf hierzu keiner Definition des Bewußtseins, es genügt hier schon diejenige Auffassung als falsche zu entlarven, welche versteckt oder offen dem Phänomenalismus zu Grunde liegt. Man gebe endlich allen

*) ibid. S. 591.

materialisierenden Auffassungen des Bewußtseins energisch den Abschied und schütze sich behutsam vor dem Rückfall, die Seele im stillen doch wieder unter dem Bilde eines Saales oder Hohlraums zu denken, — und alle Nötigung zu jener spitzfindigen erkenntnistheoretischen Weltverdoppelung schwindet dahin!

Weil das „Bewußthaben" nicht ein in Herberge nehmen ist, darum eben kann das immaterielle Bewußtsein widerspruchslos ein materielles Ding „haben", und kann dasselbe Ding zu gleicher Zeit von vielen Bewußtseinen gehabt werden.

Die ganze Außenwelt kann uns in ihrer unverkürzten Wirklichkeit bewußt werden! Der thörichten Frage: „Ist denn in unserem Kopfe Platz genug für sie?" ist zu antworten: Nein! Aber es bedarf dazu auch gar keines „Platzes in unserem Kopfe"! Denn „bewußt werden" heißt ja nicht „platznehmen". „Haben", vom Bewußtsein ausgesagt, heißt eben „bewußt haben", und dieses „Bewußthaben" ist kein Beherbergen, kein räumliches Einschließen, kein körperliches Ergreifen! — Wer von solchen Bildern nicht loskommt, verdinglicht das Bewußtsein, läßt es wieder zu etwas Materiellem, Räumlichem werden, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag. Rehmke vermeidet deshalb auch in seiner streng begriffsgerechten Ausdrucksweise den beliebten Terminus „Bewußtseins*inhalt*" und ersetzt ihn durch das präzisere Wort „Bewußtseinsbesitz".

Neben dieser groben Form der Verdinglichung des Bewußtseins besteht aber noch eine zweite, feinere Form. — Das „Haben" vom *Dinge* ausgesagt, kann nämlich Zweierlei ausdrücken: erstens, daß das Gehabte — Inhalt, Bestandteil des Dinges ist; zweitens, daß das Gehabte, — Bestimmtheit, Eigenschaft des Dinges ist. Die feinere Form der Verdinglichung des Bewußtseins besteht nun eben darin, daß das „Haben", „Besitzen" des Bewußtseins nach Analogie dieser *zweiten* Art von „Haben" des Dinges gedacht wird. Allein ebensowenig wie die erste, gröbere Dinganalogie ist die zweite tauglich, das Bewußthaben von Etwas seitens des Bewußtseins klarzumachen. Denn die Eigenschaft oder Bestimmtheit, von der wir sagen, das Ding „habe", „besitze" sie, erweist sich ausnahmslos als dem Dinge *zugehörig*; „haben" hat hier immer den Sinn von „sein". „Das Ding hat Farbe und Gestalt" will heißen: „das Ding *ist* farbig und gestaltet"; „das Ding hat Röte und Rundheit" bedeutet „rotes und rundes Ding". Sagt man dagegen von einem Bewußtsein, daß es etwas habe, als sein Gegebenes, — so hat das niemals den Sinn, daß jenes Gegebene, welches das Bewußtsein hat, etwas ihm Zugehöriges, seine Eigenschaft, oder Bestimmtheit ist. „Das Bewußtsein „hat" Röte, Rundheit und Tintenfaß" heißt nicht: „das Bewußtsein *ist* rot, rund und ein Tintenfaß". Aber *nur* wenn in dieser Weise das Bewußtsein verdinglicht und deshalb das von ihm Gehabte als seine Bestimmtheit, als ihm Zugehöriges gefaßt werden muß, ergibt sich für das Bewußtsein die Unmöglichkeit das Ding selber in dieser Weise zu haben und damit eben die Notwendigkeit das zur Erklärung stehende tatsächliche Haben des Bewußtseins als Haben eines bloßen Abbildes, eines irgendwie „Uneigentlichen" zu verstehen.

Jedoch: das Bewußtsein ist kein Ding, und kann infolgedessen Dinggegebenes haben, ohne daß letzteres damit zu seinem Inhalt oder zu seiner Bestimmtheit, seinem Zugehörigen werden müßte. „Die Welt ist meine Vorstellung", besagt nicht, daß die Welt, entwirklicht und zu einer „Vorstellung" transformiert, nun meinem Bewußtsein zugehört, — sondern einfach, daß mein Bewußtsein die Welt als Gegebenes bewußt hat, welches „Haben" in psychologisch-einzelwissenschaftlicher Betrachtung eben „vorstellen" genannt wird.

Der unverbesserliche Phänomenalist ist durch obige Überlegungen keineswegs schon zum Schweigen gebracht; hartnäckig spielt er noch ein Argument aus, das er für seinen stärksten Trumpf hält. „Das Dinggegebene", sagt er, „ist aber doch dort, — während mein Bewußtsein hier ist!" „Dinggegebenes und Bewußtsein sind nicht am selben Ort!"

Dieser Einwand enthüllt die dritte der Fehlerquellen des Phänomenalismus — die Verörtlichung des Bewußtseins! Denn mit der Behauptung, das Bewußtsein sei nicht an demselben Ort, wo sich das Außending befinde, wird ja zugleich die Aussage gemacht, daß es eben an einem anderen Orte zu suchen sei, und dieser andere Ort kann dann nur der menschliche Leib sein. Dort wo der Leib, genauer das Gehirn ist, da müsse — selbst bei strikter Fernhaltung aller materialistischen Deutungen — auch das Bewußtsein, die „seelischen Vorgänge" sein! Kurzum das Bewußtsein wird im Leibe lokalisiert, vom Leibe eingeschlossen gedacht.

Wenige Überlegungen zeigen dagegen evident, daß „Außenwelt" nur den Sinn hat: „außerhalb des Leibes". Für das Bewußtsein gibt es weder „Außenwelt", noch „Innenwelt", da es Unräumliches ist. Das Bewußtsein weiß nur von sich selbst und von Anderem; dem Selbstbewußtsein steht das Bewußthaben von Anderem gegenüber. „Außenwelt" gibt es nur in Ansehung des menschlichen Leibes, mit dem ein Bewußtsein sich zusammenfindet, und für ein Bewußtsein ist sein Leib selber ein Stück der „Außenwelt," *) ein Anderes. Bewußtsein und Dingwelt sind zwar Unterschiedenes, aber nicht Geschiedenes d. h. räumlich Getrenntes, weil ja dem Bewußtsein als Unräumlichem eine Ortsbestimmtheit überhaupt nicht zukommt. Das Bewußtsein ist weder hier, noch dort, weder überall, noch nirgends — es ist einfach!

Die Anhänger der Verörtlichung des Bewußtseins meinen eine Stütze für ihren Standpunkt darin zu finden, daß das Bewußtsein, die Seele, sich immer mit dem menschlichen Leibe in einem besonderen Zusammen, in einer Einheit findet, die wir „Mensch" nennen. Der „Mensch" als psycho-physische Einheit wird von Ihnen, — nach dem Muster zusammengesetzter Dinge — als Einzelwesen, genauer: als zusammengesetztes Einzelwesen begriffen. Träfe diese Auffassung zu, dann müßte freilich der Bewußtseinsbesitz des Einzelwesens „Mensch", alle seine Wahrnehmungen, Vorstellungen, Empfindungen

*) Wenn hier dieser irreführende Ausdruck einen Moment beibehalten werden darf.

tatsächlich örtlich bestimmt sein, nämlich am selben Ort sein, wo der Leib, resp. das Gehirn ist. Rehmke hat nachgewiesen, daß diese Auffassung vom Menschen als einem zusammengesetzten Einzelwesen unhaltbar ist, weil es nichts gibt, was sowohl dem Leibe, als auch zugleich der Seele zukommt und als einheitstiftende gemeinsame Bestimmtheit für das behauptete Einzelwesen „Mensch" dienen könnte. Das was wir den „Menschen" nennen, kann widerspruchslos nur gefaßt werden als *stetige* Wirkenseinheit zwischen einem Bewußtsein und einem Leibe, niemals aber als zusammengesetztes Einzelwesen.

Was den phänomenalistischen Problemen an tatsächlich Gegebenem zugrunde liegt, wird von Rehmke durchaus nicht übersehen, sondern findet in seinem System gehörigen Ort und in richtiger Fragestellung seine wissenschaftliche Erledigung.

Insbesondere von „Abhängigkeit" und „Vermitteltsein" des Gegebenen weiß Rehmke ebenso, wie die Phänomenalisten. Allein weder jene Abhängigkeit, noch jenes Vermitteltsein rechtfertigen die phänomenalistische Behauptung, das Bewußtsein besitze statt der wirklichen Außenwelt nur eine Erscheinung derselben.— Die besondere Abhängigkeit des Dinggegebenen vom „Menschen" stellt sich der vorurteilslosen Betrachtung nicht als Abhängigkeit vom *Bewußtsein* des Menschen, sondern als *Abhängigkeit vom Leibe* des Menschen dar. In der Physiologie, wo diese Leibesabhängigkeiten klargelegt werden, handelt es sich um Dinge unter Dingen. Aus den gegenseitigen Abhängigkeiten und Wirkungszusammenhängen der Dinge untereinander geht aber platterdings nicht hervor, daß das Bewußtsein diese so „verfädelte" Dingwirklichkeit nicht als solche, sondern nur als Abbild haben könne!

Ebensowenig nötigt die psychologische Erkenntnis, daß der menschliche Leib bezw. das Gehirn dem Bewußtsein den Besitz des Dinggegebenen vermittelt, zur phänomenalistischen Lehre. „Vermitteln" heißt ja nicht „unwirklich machen"! Die Psychologie betrachtet das Bewußtsein als Besitzer, als Habenden. Das was das Bewußtsein dank der Vermittlung seines Leibes „besitzt", „hat", wessen es sich „bewußt" ist — das nennt sie „Wahrnehmung" oder „Vorstellung". Die Psychologie will mit diesen Ausdrücken die Beziehung des Bewußtseins zum Dinge als dem von ihm Gehabten, und die Beziehung des Dinges zum Bewußtsein als dem es Habenden besonders herausstellen.

„Dingwahrnehmung" und „Ding" sind nicht Zweierlei: eine Erscheinung und ein Ansichseiendes, sondern eins und dasselbe, nur in zwei besonderen Betrachtungen: das eine Mal in psychologischer Betrachtung, das andere Mal in der allgemeinen Betrachtung seines Gegebenseins! Die unbefangene psychologische Betrachtung des Bewußtseins und seiner Bestimmtheiten in ihrem Wirkungszusammenhang mit dem menschlichen Leibe bezw. dem Gehirn gibt an keinem Punkte Anlaß zu den phänomenalistischen Erkenntnisproblemen, die sich vielmehr samt und sonders als auf selbstgemachten Schwierigkeiten beruhende, illegitime Probleme erweisen.

Mit der Aufdeckung dieſer Grundirrtümer und ihres Urſprungs iſt der Phänomenalismus gerichtet. Und mit vollem Recht darf Rehmke ſagen: „Es iſt bedauerlich, daß die Behauptung von Anſichſeiendem und Erſcheinung, die aus der Welt unſerer Erkenntnis eine Art Maskenball macht, als vermeintliche Wahrheit, deren wiſſenſchaftliche Rechtfertigung keines weiteren Wortes mehr bedürfe, heute in unſeren gebildeten Kreiſen noch immer die Herrſchaft zu haben ſcheint". *)

So präſentiert ſich Rehmkes Grnndwiſſenſchaft als eine alle ſpekulative Romantik abweiſende, die Welt rein aus ſich ſelbſt zur Erkenntnis bringende Philoſophie. Es iſt Philoſophie für eine ſtarke, geſunde, realiſtiſch geſinnte Zeit; für eine Zeit, die ihrer Außenwelt auch theoretiſch wieder froh werden, die ihre mit der Außenwelt ja zugleich geſetzten idealen Güter: Kunſt, Wiſſenſchaft und ſittliches Leben nicht theoretiſch entwirklicht ſehen möchte! — Darum iſt es nur natürlich, daß die Zahl der Anhänger Rehmkes ſtetig zunimmt.

Zwar iſt die Lektüre ſeiner Schriften keine ganz bequeme. Doch dem, der nur ein wenig mit ihrer Eigenart vertraut geworden iſt, gewähren ſie nicht blos den hohen intellektuellen Genuß, wie ihn bedeutende Gedanken vermitteln, ſondern auch die feine äſthetiſche Freude an einer markanten einprägſamen Sprache.

Rehmkes Sprache iſt ſchlicht und ſchmucklos. Jeder Wortprunk, alles blos Sprachlich-Dekorative iſt ihr fremd. Im Gegenſatz zu den allermeiſten philoſophiſchen Autoren der Gegenwart, die ſich gern der Krücken unzulänglicher Bilder bedienen und ſich mit einem „gewiſſermaßen", „gleichſam", oder „ſozuſagen" hinweghelfen, verzichtet Rehmke auf jede okkulte Ausdrucksweiſe, auf alle „ſchönen" Phraſen und leeren Worthülſen. Die präziſe, ſtreng begriffsgerechte Formulierung ſteht ihm über alles. Wie von einer Zange wird das Gedachte vom Wort gepackt und ſicher und feſt herausgehoben. Alle irgendwie doppelſinnigen Ausdrücke werden behutſam vermieden und durch reſtlos eindeutige, keinem Nebenſinn Unterſchlupf gewährende Wörter erſetzt. Wo die Sprache ihn im Stich läßt, oder die landläufige Terminologie nur verbrauchte, unſcharf gewordene Fachausdrücke zur Verfügung hat, da bietet er wohlgelungene eigene Wortprägungen. Das gibt ſeiner Sprache etwas erquickend Herbes, Kerniges, Friſches!

Rehmke verfügt über eine ſeltene, in der heutigen Philoſophie ganz einzige Meiſterſchaft des Definierens. „Qui bene distinguit, bene docet" iſt ihm leitender Grundſatz. Seine feinen Unterſcheidungen z. B. zwiſchen Wiſſenſchaft und Forſchung, Wirken und Schaffen, Urſache und Bedingung, Teilung und Zergliedernng, Raum, Ort und Lage und viele andere ſind wahre Meiſterſtücke ſcharfſinniger und klarer Diſtinktion.

---

*) ibid. S. 580.

Dazu gebietet Rehmke über einen prächtigen Humor, der ihm, zumal in polemiſchen Auseinanderſetzungen mit Anſichten, die er als abwegige und irreführende dartun will, vortreffliche Dienſte leiſtet, — der aber zugleich auch etwas von der Perſönlichkeit, die hinter dieſer Denkerarbeit ſteht, durchſcheinen läßt, etwas von einem Menſchen, der lebensvoll und wahr, ſtolz und gütig iſt. —

Eine glückliche Fügung führte vor einem Jahr Johannes Rehmke nach Rußland. In Riga und Reval, Helſingfors, Moskau und Petersburg durfte unſere von allen religiöſen und philoſophiſchen Fragen ſtets ſo tief mitbewegte deutſche Intelligenz dieſen bedeutenden Mann als Vortragenden kennen lernen. Er trug uns nicht die Antworten vor, die andere Philoſophen der Weltfrage gegeben haben, ſondern ließ mit dem Recht des ebenbürtigen Denkers uns nur ſeine eigene Antwort hören. Wir dürfen ſie willkommen heißen, denn ſie birgt eine Philoſophie, wie unſere Zeit ſie braucht. Möge man dieſe Philoſophie immerhin dem „naiven Realismus“ vergleichen, doch beachte man dann, daß es ein durch ſtreng wiſſenſchaftliche Gedankenarbeit wiedergewonnener „naiver Realismus“ iſt und erinnere ſich des feinen Wortes Adolf Harnacks: „Bildung iſt wiedergewonnene Naivität“. Wir wollen ja heute, wo wir wirklich fliegen können, gern auf jeden philoſophiſchen Luftritt verzichten und wünſchen eine bodenſtändige Philoſophie. Rehmke hat, als Einziger unter den Philoſophen der Gegenwart, uns eine ſolche zu bieten.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Andrei Bjely und der ruſſiſche Symbolismus.

Von Ernſt Keuchel (St. Petersburg).

Seit ungefähr zehn Jahren macht ſich im geiſtigen Leben Rußlands eine neue Strömung bemerkbar, die berufen zu ſein ſcheint, eine bedeutſame Rolle im inneren Umwandlungsprozeß des großen Reiches zu ſpielen. Da ſie gleichzeitig auf mehreren Gebieten — dem äſthetiſchen, philoſophiſchen und religiöſen — zum Ausdruck kommt, kann wohl von einer geiſtigen Umwälzung die Rede ſein. Abſolut neue Ideen hat dieſe Strömung nicht gebracht — neu und eigenartig ſind nur die Träger dieſer Ideen, die Perſönlichkeiten, in denen ſich bis dahin verborgene Seiten der ruſſiſchen Volksſeele verkörpert haben.

Einen Wendepunkt in der Geſchichte Rußlands bedeutet das Auftreten des größten ruſſiſchen Denkers Wladimir Sſolowjow (1853—1900) und beſonders die erſte Zeit nach ſeinem Tode (1900—1910). Während bis dahin die ruſſiſche Geſellſchaft mit Ausnahme der ſehr einſeitigen und vereinzelt daſtehenden Altſlawophilen mit der ihr eigenen Leidenſchaftlichkeit die weſteuropäiſchen geiſtigen Moden — von Hegel bis Darwin, Comte, Marx

und Nietzſche — miterlebt hatte, fängt ſie nun an, ſich bewußt eine eigene Weltanſchauung zu bilden.

Daß dieſes Weltbild von religiöſen Elementen durchtränkt iſt, hat eine entſcheidende Bedeutung für die Zukunft Rußlands, da dadurch die enorme Kluft zwiſchen der Intelligenz und dem Volke, die jede größere gemeinſame Bewegung unmöglich macht, ſich auszufüllen beginnt. Die Entartung der letzten Revolution iſt z. B. zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß „Intelligenz“ und Volk ſich in Rußland fremd gegenüberſtehen, geradezu in verſchiedenen Sprachen ſprechen. Der bekannte Dichter-Seher Dmitri Mereſhkowſki hat daraus die Konſequenz gezogen und den Bund der Religion mit der Revolution verkündet. Neben Sſolowjow und Mereſhkowſki gebührt das größte Verdienſt, die ruſſiſche Geſellſchaft aus ihrem langen religiöſen und metaphyſiſchen Schlummer aufgeweckt zu haben, dem Schöpfer einer myſtiſchen Sexual-Religion, Waſſili Róſanow, der wohl eigenartigſten und uneuropäiſchſten Perſönlichkeit des modernen Rußland.

Während die Avantgarde der ruſſiſchen Geſellſchaft in ihrer religiöſen Entwicklung vom Dogmatismus oder der Indifferenz zur Myſtik und in der philoſophiſchen vom Marxismus zum Idealismus fortſchritt, machte auch das äſthetiſche Gefühl eine Umwandlung vom Realismus zum Symbolismus durch.

Das Ziel und die Miſſion der Vorkämpfer des Symbolismus, die ſich um die inzwiſchen eingegangene Zeitſchrift „Weſſy“ („Die Wage“) geſchart hatten, war eine äſthetiſche Kultur in Rußland zu ſchaffen. Wie ſehr das nottut, beweiſt das Verhalten der Mehrzahl der Gebildeten der neuen Richtung gegenüber: obgleich das erſte Stadium, die Kinderkrankheit des Symbolismus, d. die „Decadence“ — ein einſeitiger Proteſt gegen den noch einſeitigeren herrſchenden äſthetiſch-kritiſchen Utilitarismus — längſt überwunden iſt, bleiben die begabteſten Dichter unter ihnen an einige poetiſche Jugendſünden feſtgenagelt.

Die durch und durch tendenziöſe Kritik der führenden ſogenannten „dicken Journäle“, die ohne Bedenken die Kunſt der Politik zum Opfer brachten und noch bringen, hat das Urteil des ruſſiſchen Leſepublikums jahrelang irregeführt und gefärbt: erſt in den allerletzten Jahren ſind z. B. verſchiedene gänzlich vergeſſene bedeutende Kulturſchätze der ruſſiſchen Vergangenheit neuentdeckt worden. Man kann der ruſſiſchen Durchſchnittskritik keinen Vorwurf wegen ihrer Tendenz machen, weil ihre Abſicht — der Befreiungskampf — eine durchaus edle war. Man kann nicht von einem Gefangenen verlangen, daß er durch ſeine Gitterfenſter ſich am Anblick einer Landſchaft erfreut, ſtatt — von der Freiheit zu träumen. Dieſe eine große, alles andere zurückdrängende Leidenſchaft, die Sehnſucht nach Freiheit, die die ruſſiſche Intelligenz zu unzähligen Heldentaten angefeuert hat, hat ihr leider auch einen fanatiſch-einſeitigen, ſektiereriſchen Anſtrich verliehen, der ſie alle Erſcheinungen

des Lebens auf das Prokruſtesbett einer Idee ſpannen läßt. So iſt es gekommen, daß der gebildete Durchſchnittsruſſe ſeine Künſtlernatur verleugnet hat und daß für ihn Religion, Philoſophie uud die „reine“ Kunſt im üblen Geruche ſtehen: die erſte, weil ſie für ihn nichts als ein „Werkzeug in der Hand der Reaktion“ iſt, die beiden letzteren, weil ſie von dem „Einen, was nottut“, dem Befreiungskampf, ablenken.

Es iſt ein großes Verdienſt der Symboliſten, mit Erfolg gegen dieſe kulturfeindliche Einſeitigkeit angekämpft und gezeigt zu haben, daß die tendenzloſe, echte Kunſt der wahre, innere Befreiungskampf der Menſchheit iſt. Derſelbe unbefangene Blick, der ihnen die alten ruſſiſchen Dichter erſchloſſen hatte, verhalf den „Weſſy“-Männern auch zu einem tiefen Verſtändnis für die großen Symboliſten und Individualiſten des Weſtens: Edgar Poe, Baudelaire, Verlaine, Maeterlinck, Verhaeren, Oskar Wilde, Nietzſche, Stefan George, Ibſen, Hamſun u. and., durch deren kongeniale Übertragung ſie viel zur Europäiſierung Rußlands beigetragen haben. Und die in Weſteuropa geſchmiedeten Waffen haben ſich aufs beſte auch in Rußland — im ewigen Kampfe zwiſchen Individuum und Geſellſchaft, Menſch und Menſchheit — bewährt.

Das Aufdecken der „geſellſchaftlichen Schäden“ war lange Zeit hindurch der Hauptmaßſtab, der an die ruſſiſchen Dichter und Publiziſten gelegt wurde, daher waren die ſonſt ſo grundverſchiedenen Satiriker Gogol, Nekraſſow, Saltykow-Schtſchedrin, die Kritiker Tſchernyſchewſki, Piſſarew, Michailowſki und ähnl. von jeher die ausgeſprochenen Lieblinge der ruſſiſchen Intelligenz. Jetzt, nach den glänzenden, grundlegenden Schriften von Wlad. Sſolowjów, Mereſhkowſki und and. haben auch die halb vergeſſenen Dichter Puſchkin, Feth, Tjútſchew, Graf Alexei Tolſtói, Máikoff etc. Beachtung gefunden. Das letzte und größte Verdienſt der ruſſiſchen Symboliſten — genannt ſeien vor allem Balmont, Waleri Brjúſſow, Fjodor Sſologúb, Mereſhkowſki, Alexander Block, Wjatſcheſlaw Iwánow und Andrei Bjély — ſind aber natürlich ihre eigenen, in Deutſchland leider nur ſehr wenig bekannten, dichteriſchen Werke, die zu den bedeutendſten Schöpfungen der Dichtung der Gegenwart gehören und ein ergänzendes Gegenſtück zu den modernen ruſſiſchen Realiſten — Gorki, Leonid Andréjew, Kuprin, Arzybáſchew etc. — bilden.

Einer der Hauptvorkämpfer für die neue ſymboliſtiſche Richtung in Rußland iſt B. N. Bugájew (geb. 1880) oder — wie ſein literariſcher Name lautet — Andrei Bjely (der „Weiße“).

Bjely's Vielſeitigkeit iſt erſtaunlich: er ſchreibt Gedichte, „Wort-Symphonien“, Kritiken, philoſophiſche Aufſätze, ſtreng-wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, Erzählungen. Noch erſtaunlicher iſt ſeine Produktivität, die es ihm ermöglicht, im Alter von dreißig Jahren den zehnten Band ſeiner Werke — darunter vier „Symphonien“, drei Bände Gedichte und drei Bände kritiſcher und philo-

ſophiſcher Schriften*) — herauszugeben. Am erſtaunlichſten iſt das Talent, bei dieſer ſchwindelerregenden Haſt und Hetze echte Kunſtwerke und tiefe, durchdachte Artikel zu ſchaffen. Er ſcheint mindeſtens drei ſelbſtändige Seelen zu beſitzen, wobei, wenn die eine ſich äußert, die beiden anderen zurücktreten oder eine untergeordnete Rolle ſpielen. Wenn Andrei Bjely z. B. über die „Morphologie des Rhythmus“ ſchreibt und auf experimentellem Wege, durch mathematiſche Formeln den Wert oder Unwert der Gedichte, die er erbarmungslos in ihre kleinſten Beſtandteile zerlegt, zu beweiſen ſucht, möchte man darauf ſchwören, daß man einen gelehrten Philologen vor ſich hat, der nie im Leben einen Vers gemacht hat. Und dabei ſind einige ſeiner Gedichte ſo unmittelbarnaiv, als ſtammten ſie von einem primitiven Sohne des Volkes.

Die Schöpfungen Bjelys ſchillern in ſo vielen und bunten Farben, daß es ſchwer fällt, ſich von ſeiner Perſönlichkeit ein einheitliches Bild zu machen. Er gleicht einem aus den Ufern getretenen Strom, der ſich meeresgleich, uferlos ausbreitet und ein neues Bett für ſich ſucht. Wie die meiſten reichbegabten Naturen, macht Bjely einen unausgeglichenen, disharmoniſchen, widerſpruchsvollen Eindruck; je größer aber die Spannung der Gegenſätze in einem Menſchen iſt, einen deſto beſſeren Klang gibt es bei ihrem Aufeinanderprallen. Und vielleicht ſind die „breiten Naturen“ — an denen beſonders Rußland reich iſt — die Vorläufer oder „Modelle“ einer fernen Zukunft, die die Erfüllung der Sehnſucht unſerer Tage, — die Vereinigung der Bruchſtücke unſerer zerſplitterten, ſpezialiſierten Kultur — bringen wird.

Bjely iſt einer der größten ruſſiſchen Wortkünſtler der Gegenwart. Seine Gedichte haben, unabhängig vom Inhalt, einen rein muſikaliſchen Reiz — gemäß dem Verlaine'ſchen Loſungswort („de la musique avant toute chose“) und das gelegentliche Übertreiben der muſikaliſchen Seite ſeines Dichtertalents hat ihm den Titel eines Dekadenten eingetragen. Bewundernswert iſt die Geſchmeidigkeit ſeiner Sprache, die ſich dem jeweiligen Inhalt aufs innigſte anſchmiegt, mit ihm verwächſt — je nachdem ob er zarte, humorvolle Genrebilder zeichnet, den dramatiſchen „Kampf der Centauren“ ſchildert, knappe impreſſioniſtiſche oder feierlich-myſtiſche Stimmungen dichteriſch formt.

Eine große Überraſchung für viele war der vor einigen Jahren erſchienene Gedichtband „Aſche“, als es ſich erwies, daß Bjely ſich nicht nur an der ſchönen Form berauſchen und gleich Feth „wie ein Vogel“ ſingen, ſondern auch, wie der „Dichter des Volksleids“ Nekraſſow, ſich für die Freiheit begeiſtern und mit den Elenden mitfühlen kann. Bjely iſt überhaupt nichts weniger als ein „Aeſthet“ oder Anhänger der „l'art pour l'art“-Theorie. In ſeinen Augen iſt der „Götze Schönheit ebenſo ſeelenlos, wie der Götze Nutzen“.

*) Die Titel der Werke lauten: „Nordiſche Symphonie“, „Dramatiſche Symphonie“, „Rückkehr“, „Schneeſtürme“, „Gold im Azur“ (Gedichte), „Aſche“, „Die Urne“, „Symbolismus“ (Artikel), „Arabesken“, „Die grüne Wieſe“ (Artikel), „Die ſilberne Taube“ (ein von Lully Wiebeck vorzüglich ins Deutſche übertragener Roman).

Das Eigenartigste, aber auch Dunkelste, was Bjely geschrieben hat, sind seine „Symphonieen". Er selbst gibt im Vorwort zur vierten Symphonie zu, nicht zu wissen, ob sie ein Kunstwerk oder nur „ein Dokument des Bewußtseinszustandes einer modernen Seele", oder — ein Paradox seien. Kunstwerke im hergebrachten Sinne kann man diese Mischung von Märchenstimmung, Mystik, Aktualitäten und Musik freilich nicht nennen, aber eine Existenzberechtigung haben diese kühnen Versuche — vielleicht als Baugerüst einer neuen Kunstart? — fraglos, um so mehr, als sich unter der vieldeutigen, unbestimmten, poetisch-symbolischen Form oft ein tiefsinniger Inhalt verbirgt. Das Thema der vierten Symphonie z. B. ist, wie Bjely im Vorwort schreibt, die Schilderung der ganzen Tonleiter der besonderen Art Liebe, die unsere Epoche dunkel ahnt, wie sie früher schon von Plato, Dante, Goethe geahnt wurde — der heiligen Liebe. „Wenn in der Zukunft ein neues religiöses Bewußtsein möglich ist, so führt der Weg zu ihm nur durch die Liebe . . . Bisher sehe ich keine sicheren Mittel der Realisation dieser dunklen Sehnsucht der Liebe nach der Religion der Liebe. Daher wollte ich das gelobte Land dieser Liebe aus Schneestürmen, Gold, Himmel und Wind darstellen. Das Motiv der Schneestürme ist der dunkle Drang . . . . wohin? Zum Leben oder zum Tod? Zum Wahnsinn oder zur Weisheit? Und die Seelen der Liebenden lösen sich in Schneestürme auf."

Bjely ist der Stil eines ekstatischen Visionärs ebenso geläufig, wie der eines nüchternen Realisten, und er beherrscht sie beide mit vollendeter Sicherheit. Seine Proteusnatur erlaubt es ihm, einmal wie Maeterlinck, und ein anderes Mal wie Zola, heute — ein Feuilleton über eine Tagesfrage und morgen — über die „Apokalypse in der russischen Literatur" zu schreiben. In demselben Buch — „Der Symbolismus" — in dem er, ein Absolvent der physiko-mathematischen Fakultät der Moskauer Universität und Anhänger Rickerts und der Freiburger philosophischen Schule, scharfsinnige Betrachtungen über die Syntheſe des Symbolismus mit der modernen Erkenntnistheorie anstellt, finden sich Riesenkommentare, die von einer gründlichen und liebevollen Versenkung in Astrologie, Kabbala, ja in die ganze Mystik des Orients und Okzidents zeugen.

Nur ein aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter Mensch wie Bjely konnte ein Buch schreiben, das in der russischen Literatur einzigartig dasteht: die „Silberne Taube". Der bekannte russische Dichter Alexander Block nennt dieses reifste Werk Bjely's „genial", der Dichter und Kritiker der führenden Kunstzeitschrift „Apollo", M. Kusmin — „blendend" und hebt als den Hauptvorzug des Buches hervor, daß es das gegenwärtige Rußland „fühlen" läßt; und einer der besten Philosophen Rußlands, N. Berdjajew, schreibt: „Die neue russische Kunst hat nichts Bedeutenderes hervorgebracht. Andrei Bjely's Roman bedeutet die Rückkehr zu den Traditionen der großen russischen Literatur, aber auf dem Boden der Eroberungen der neuen Kunst.

In der „Silbernen Taube“ ist der Symbolismus eigenartig mit dem Realismus vereinigt. Bjely gehört zur Schule Gogols und ist der berufene Weiterbildner der Gogol'schen Tradition . . . Bjely hat viel Neues in Rußland aufgedeckt, vieles, was selbst für die größten russischen Schriftsteller verborgen war . . . Bjely gebührt der erste Platz unter unseren Künstlern.“

Es gibt gewiß kein Land, in dem das Volk von der Intelligenz so inbrünstig geliebt wird wie in Rußland. Sie fühlt sich — mit Nekrassow — als Parasiten, der nur „von Volkes Gnaden“ lebt und dessen Hauptaufgabe es ist, seinen „jüngeren Bruder“ aus seiner elenden Lage zu befreien. Was half es aber, daß die gebildeten Russen mit dem Edelmut eines Don-Quixote „ins Volk“ gingen und bereit waren, sich für sein Wohl aufzuopfern — die „dunkle Masse“ rührte das wenig! Die Liebe blieb eine einseitige, weil das gegenseitige Verständnis fehlte. Erst die russischen Mystiker haben den Schlüssel zum Herzen des Volkes wiedergefunden, der, wie es schien, unwiederbringlich verloren war.

Den rätselhaftesten, aber geistig regsten und religiös schöpferischsten Teil des russischen Volkes bilden die unzähligen Sektierer, die uns Bjely in der „Silbernen Taube“ in greifbare Nähe rückte. Sein künstlerisches Gewissen — darin zeigt sich die Errungenschaft der russischen realistischen Schule — erlaubt ihm nicht, die Sektierer zu idealisieren und ihnen etwa kluge Reden in den Mund zu legen. Wir lernen sie auch weniger durch ihre Worte — die meist nur ein unbeholfenes Stammeln sind — kennen, als dadurch, daß der Verfasser sie vor uns hinmalt, sie uns leibhaftig *sehen* läßt.

Der gesunde Realismus des Mystikers Bjely hat sich auch darin gezeigt, daß er den Glaubenskern seiner „Tauben“ nicht erfunden, sondern im wesentlichen an die dunkel, aber tief empfundene Weltanschauung der russischen Sektierer — vor allem der erotisch-mystischen Chlysten — angelehnt hat. Durch die Schilderung der „Tauben“ werden wir somit in die Tiefen des Denkens und Fühlens des russischen Volkes eingeführt. Die „Tauben“ sind, ebenso wie die Chlysten, unbewußte Symbolisten, und es erweist sich, wenn man ihr Stammeln in Kulturbegriffe übersetzt, daß das „kindliche Gemüt“ der Sektierer dieselbe ewige Wahrheit gefunden hat, die sich in einem der Goethe'schen Hauptgedanken — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — ausdrückt. Ein Gleichnis — wovon? Natürlich vom Unsichtbaren, dessen Symbol die sichtbare, körperliche Welt ist. Wir gelangen so zur uralten und ewig neuen Weisheit, der Verkörperung des Geistigen.

Unsere Kultur ist entweder unheilig oder ungeistig körperlich oder — körperlos geistig: was nottut, ist eine „geistige Körperlichkeit“ auf allen Gebieten des inneren und äußeren Lebens. Auch dieser Lieblingsgedanke Mereshkowskis — eine direkte Folge der Verkörperungslehre — ist in der, mehr instinktiv gefühlten, als bewußt gedachten, Lehre der „Tauben“ und Chlysten enthalten und mündet in Ibsens Idee des „dritten Reichs“. Diese Ideen be-

rühren sich mit Gedankengängen der ungebildeten, „dunklen" russischen Sektierer: über die Köpfe des Gros der Intelligenz ihres Landes reichen sich russische Bauern und westeuropäische, sowie russische geniale Dichter-Denker die Hände. Dadurch verlieren die traditionellen Konflikte des russischen Lebens zwischen Unter- und Oberschicht und zwischen Westen und Osten (oder „Westlern" und Slawophilen) etwas von ihrer Schärfe. Das Dilemma „Religion ohne Freiheit" oder „Freiheit ohne Religion" wird zwar durch Sektierer von der Art der „Tauben" nicht gelöst werden; es sprechen aber viele Anzeichen dafür, daß eine mystisch-revolutionäre Bewegung, wie sie im Roman angedeutet und vom Verfasser halb beobachtet worden ist, halb geahnt wird, berufen ist, im Leben Rußlands noch eine große Rolle zu spielen — ob eine wohltuende oder verderbliche, ist eine Frage für sich. A. Bjely macht sich keine Illusionen über den dämonischen Charakter seiner Sektierer, aber anderseits spürt er in ihnen Züge eines „uralten Griechenlands", eng verwoben mit dem Glauben der Altslawophilen an Rußlands messianische welthistorische Aufgabe.

Die „Silberne Taube" ist ein echt russisches Buch, nicht nur der Grundidee, sondern auch der Ausführung nach. Es ist breit, sehr breit angelegt — etwas weniger wäre mehr — und der Verfasser schwelgt in homerisch-pischer Detailmalerei. Der Roman ist überhaupt nichts weniger, als eine „leichte Lektüre". Ein Wortmaler von suggestiver Kraft, verfügt Bjely über eine an Farben überreiche Palette, die er verschwenderisch selbst auf unwichtige Nebensachen und Nebenfiguren ausschüttet. Die Zeichnung, der architektonische Aufbau steht nicht auf gleicher Höhe mit den rein malerischen Vorzügen. Dieselbe Eigenheit, die übrigens häufig auch bei den größten russischen Dichtern anzutreffen ist, bedingt den Mangel an starken dramatischen Talenten in der russischen Literatur, bei einer Überfülle lyrischer und epischer. Das starke Hervortreten der lyrischen Ader im Roman überrascht nicht, da ja Bjely vorzugsweise ein hervorragender Lyriker ist; wohl aber der satirische Zug, der aus mehreren Nebenpersonen Karrikaturen gemacht hat, aber obgleich der Verfasser in ihnen nur ein paar komische Seiten unterstrichen hat, wirken sie doch wie lebendige Menschen mit Fleisch und Blut und sind, ebenso wie die Gogol'schen Typen, unvergeßbar. Das Eigenartigste an dem symbolistischen Sittenroman ist aber sein vollendet getroffener Volkston: denn die Bauern werden nicht nur wahrheitsgetreu geschildert, sondern der Erzähler spricht selbst in der Ausdrucksweise der Bauern und aus ihrer naiven Anschauungsweise heraus, so daß es oft scheint, als sei das Buch von einem echten, ungebildeten, aber genialen russischen Bauern geschrieben.

Von jemandem, der, wie Bjely, mitten im Werden und Suchen begriffen ist, kann man natürlich keine fertige, abgeschlossene Weltanschauung verlangen, es lassen sich aber wohl ihre Richtlinien und Leitmotive feststellen. Bjelys Weg führt durch die Schönheit zur Wahrheit, gemäß dem Grundgesetz des Symbolismus: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis";

beide Ideale sind für ihn keine abstrakten Größen oder Illusionen, sondern Realitäten. Real im Sinne Dostojewskis, dessen Ausspruch „Die Schönheit wird die Welt erlösen" Bjelys ästhetisch-religiöses Weltbild beherrscht. Dadurch ist der Übergang zur Religion gegeben, in die, nach Bjely, die Kunst ausmündet — zu einer neuen „Religion des Lebens", deren Wesen der vorausseheude, „nach unsichtbaren Zielen schießende" Dichter uur in unbestimmten Umrissen zeichnet. Die Vergangenheit der Literatur ist das Lied; die Zukunft — die Religion des Lebens . . . Indem die Kunst das schöpferische Prinzip der Persönlichkeit vertieft, sickert sie durch die verwitterten Formen der Religion durch; daher scheint sie unreligiös, gottlos im kalten Lichte der Erkenntnis. Aber sie schafft eine neue, lebendige Form. Noch über dem ästhetischen Schaffen steht für Bjely die künstlerische „Lebensschöpfung". Die beiden Wege der Kunst (Klassizismus und Romantik) münden in den dritten: der Künstler muß seine eigene Form werden; sein natürliches Ich muß mit dem künstlerischen Schaffen zusammenfließen; sein Leben muß künstlerisch werden.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Theodor Hermann Pantenius.

Eine Studie von Wilhelm Baum (Leipzig).

(Schluß.)

In Deutschland.

Im Jahre 1876 ging Pantenius, der sich inzwischen mit Luise Schniedewind verheiratet hatte, nach Deutschland. Durch seine Romane bekannt geworden, war er schon in Riga neben dem Lehramt auch publizistisch tätig gewesen und hatte die „Baltische Monatsschrift" geleitet. Nun erhielt er die Aufforderung, in die Redaktion der illustrierten Wochenschrift „Daheim" einzutreten. Er nahm den Ruf an und war zunächst in Verbindung mit dem Literarhistoriker Robert König, hernach allein Hauptschriftleiter des Daheims, im ganzen durch dreißig Jahre. Er hat, Hand in Hand mit dem bedeutenden und erfolgreichen Verlage Velhagen und Klasing, das Daheim zu der Verbreitung und Wirkung emporgehoben, die es seither inne hat. Es war eine arbeitsreiche, schaffensfreudige Zeit, die drei Jahrzehnte von 1876—1906. Der Wohnsitz blieb bis in den Anfang der 90er Jahre Leipzig. Die Pflichten der Redaktionstätigkeit ließen Zeit zu eigener Produktion, und so erhalten wir im ersten Jahrzehnt nach der Übersiedelung noch bis 1880 die vier Novellen, die unter dem Gesamttitel „Im Gottesländchen" erschienen, 1881 den in der rigaschen Kaufmannswelt spielenden Roman „Das rote Gold", 1885 den Roman aus Livlands Vergangenheit: „Die von Kelles". (Die Werke erschienen zum

Teil vor der Buchveröffentlichung im „Daheim“). Wenn wir auf diese Ernte zurückblicken, so müssen wir die früher angeführte Bemerkung der Memoiren bestätigen, daß unser Dichter fleißig gewesen ist. Und nun muß ihm auch die rechte Arbeitsökonomie vertraut geworden sein, denn unter aller Berufsarbeit und neben dem rüstigen Schaffen gingen Familie, Freundschaft, gemeinnützige Interessen und manche sinnige Liebhaberei doch nicht leer aus.

Mit dem Jahre 1886 vermehrten sich freilich die Berufslasten und, wie es scheint, jetzt doch in einem Maße, daß für die eigene Produktion keine Muße übrig blieb. Im gleichen Verlage, in dem das „Daheim“ erschien, begründete Pantenius „Velhagens und Klasings Monatshefte“ und leitete seitdem auch diese Zeitschrift bis 1906, also zwanzig Jahre lang. Das „Daheim“, durch seinen Namen und die Titelvignette von Ludwig Richters Hand charakterisiert, war ein Familienblatt, weiten Kreisen willkommen als, wenn ich so sagen darf, Umschlagsplatz für die geistigen Güter des Fortschritts und der Beharrung. Es vermittelte den staatlich und kirchlich konservativ gerichteten Schichten, in denen es vornehmlich seine Leser fand, nicht nur die ererbten Anschauungen der Väter, sie der Gegenwart anpassend, sondern gab ihnen auch einen Eindruck von der Literatur, der Kunst, den Ideen des Tages, sie von dem eingenommenen Standpunkt aus sichtend. Wenn in allerjüngster Zeit das Wort vom „konservativen Fortschritt“ geprägt worden ist, fand man damit ein neues Wort, aber keine neue Sache. Auch das „Daheim“ hat dieser Richtung gedient. Und Pantenius, der sie als Leiter des „Daheim“ zu der seinigen machte, blieb damit im selben Gleise, in das er sich bereits mit seinen kurländischen Romanen hineingefunden hatte.

Trat die „Richtung“ schon in diesen beiden Fällen nur in maßvoller Weise hervor, so waren die „Monatshefte“, die 1886 begründet wurden, dem Politischen noch mehr entrückt. Sie waren Blätter für Kunst, Literatur und Gesellschaft; das wohlhabend gewordene Bürgertum des neuen Reichs fand hier seine Interessen gepflegt, sofern sie dem Streben und Treiben des politischen Schauplatzes fernlagen. Und hatte man etwa im Vormärz Dichtung, Theater, Musik, Populärwissenschaft in Deutschland besonders lebhaft kultiviert, weil es ein öffentliches Leben in anderen Dingen nicht gab, so war nun folgender Wandel eingetreten. Es gab eine Politik und man interessierte sich auch dafür. Aber die Verhältnisse waren in jeder Beziehung weit größer geworden. Trotzdem daß Kunst und Wissenschaft auf die Teilnahme der Gebildeten nicht mehr ein Monopol hatten, wirkten sie doch auf viel weitere Kreise, standen ihnen viel reichere Mittel zu Gebot. Und diesem Umstande trugen die Monatshefte in der ansprechendsten Form Rechnung. Ihre Leitung entsprach der Aufgabe edleren Journalismus, die man mit dem Wort des Theaterdirektors im Faust bezeichnen kann: „Wie machen wirs, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei!“ Pantenius hat es meisterhaft verstanden, dem Geschmack des Publikums entgegenkommend, ihn — ich möchte sagen:

von seiner besten Seite zu nehmen; durch das fesselnd Wertvolle, durch das anmutig Kluge wußte er zu gewinnen, zu fördern, zu bilden. Die Literaturbewegung, die gerade um jene Zeit entstand, hat er nicht übersehen: daß eine Zeitschrift, die nicht für Literaten (im reichsdeutschen Sinn), sondern für die gebildete deutsche Gesellschaft bestimmt war, nicht den Tummelplatz zu jüngstdeutschen Kraftproben abgeben konnte, verstand sich von selbst.

Ein außerordentlicher Erfolg belohnte das Geschick des Herausgebers und die Rührigkeit des Verlages. Heute sind die Monatshefte die bei weitem verbreitetste illustrierte deutsche Zeitschrift ihrer Gattung.

In zwei Redaktionen leitend tätig, griff Pantenius selbst nur noch seltener zur Feder. Wenn Studien eines Naturfreundes unter dem Namen Christian Schwarzkopff in den Monatsheften erschienen, dann wußten zwar die Freunde, daß hinter diesem Namen nicht ein unbekannter Liebhaber und Kenner (im besonderen der Vogelwelt) zu suchen sei, sondern der kurländische Dichter. Aber das geschah nicht sehr häufig. Im Jahre 1891 erfolgte die Verlegung der beiden Redaktionen, des „Daheim" und der „Monatshefte", nach Berlin, und Pantenius siedelte dorthin über. Hier ließ er 1892 noch eine Nachlese seiner Heimatdichtung erscheinen: die „Kurländischen Geschichten". Nach diesen, mit reifer Kunst geschriebenen Novellen haben wir Poetisches nicht mehr von ihm erhalten. Daß Pantenius selbst sein dichterisches Schaffen als abgeschlossen ansah, bewies er dadurch, daß er 1898 seine Schriften vereinigte und als „Gesammelte Romane" bei Velhagen und Klasing herausgab. Die Ausgabe umfaßt neun Bände.

Das rote Gold. — Die von Kelles.

Die in Deutschland geschriebenen Werke sind die beiden Romane: „Das rote Gold" und „Die von Kelles", ferner die Novellen der beiden Sammlungen „Im Gottesländchen" und „Kurländische Geschichten".

„Das rote Gold" tritt als Zeitroman zu „Wilhelm Wolfschild" und „Allein und frei". Der Schauplatz ist Riga und sind die Badeorte bei Riga die Zeit ebenso wie in den beiden älteren Werken etwa die 50-er Jahre. Die Tore der früher befestigten Stadt stehen noch; die neuen Bahnbauten, die Provinz und Reich wirtschaftlich enger verbinden sollen, reizen die Geschäftsspekulation. Auf der „Sirene" (ältere Rigaer erkennen in ihr die „Undine") fährt man nach des Tages Last „an den Strand". — Wer Riga kennt und liebt, wird an einer Beschreibung wie dieser Freude haben: „Über die Schiffe, die in drei- und vierfacher Reihe am Kai lagen, glitt sein Blick über den herrlichen Strom, den er so oft mit Entzücken betrachtet hatte, und wieder wie sonst erfreute er sich an der wunderbaren Szenerie. Hier, da, dort ragte wie ein Wäldchen auf weitem Wiesenplan über das Wasser eine Gruppe von Masten empor und zeichnete sich scharf von dem rotgefärbten Horizont ab; in schnellen Zügen eilten kleine Dampfboote von der Stadt zur Vorstadt, während

Boote, deren Ruder sich senkten und hoben wie die Flügel eines Vogels, ihren Weg kreuzten; im Hintergrunde schloß ein langer Lichtstreif, der sich quer über den Fluß zog, das Bild ab." Wer ist rigasches Kind und hätte nicht diese Abendstimmung am Dünakai genossen! Auch vom Leben am Strande ist manches hübsche Bild gegeben. Im ganzen aber kann ich dem gewöhnlichen Urteil, welches diesen Roman aus „Hansaburg" an die letzte Stelle der Panteniusschen Werke rückt, nicht widersprechen. Kurland fand der Dichter in sich selbst, der Jugend Zauber lag auf Mitau und Sallgallen. Riga, im besonderen das kaufmännische Milieu Rigas, fand er sich wohl durch von ihm geschätzte Personen vermittelt, aber — eben vermittelt. Schon im Namen „Hansaburg" spricht die Reflektion, in Behrsen, Dseltepillen ist Anschauung. Und so gibt es denn bis heute d e n rigaschen Roman n i c h t!

Den livländischen Geschichtsroman aber gibt es, und diese Stellung gebührt unbestritten dem 1885 abgeschlossenen Buch „Die von Kelles". Historisches Interesse hatte Pantenius seit Knabenjahren. Es kann uns Balten überhaupt nicht abgestritten werden; schon die eigentümliche Struktur der öffentlichen Verhältnisse, die der deutschen, im Mutterlande unserer Bildung bestehenden so unähnlich war, mußte dazu anregen. Lebhaft, phantasiebegabt zeigte Pantenius früh eine Vorliebe für Geschichten aus vergangenen Zeiten, und seine Mutter, eine vortreffliche Erzählerin, befriedigte diese Wißbegier. Laubes „Bandomire", Bulwer, Scott gaben ihr weitere Nahrung, und die langen einsamen Abende im totenstillen Hause des Onkels Conradi in Mitau reizten die Einbildungskraft, sich bis zu romantischen Schauern entrücken zu lassen. „Ich las jedes Geschichtswerk, das ich mir irgend zugänglich machen konnte", erzählen die Memoiren; „ich trieb mehr, als gut war, geschichtliche Studien", heißt's ebenda ein andermal. Die Schule trug nichts bei, dies Interesse in geordnete Bahnen zu lenken; es war aber in sich gründlich genug, daß an schönen Sommertagen, im Schatten der Burgruine Doblen Heinrich von Lettland und die livländische Reimchronik die liebste Unterhaltung wurden. Auch während der Universitätsstudien in Berlin stand neben der Theologie die Geschichte; in „Allein und frei" klingt davon etwas nach. Manches Jahr war vergangen, viel Wasser selbst den kleinen Bach bei Doblen hinuntergeflossen, ehe der einstige Gymnasiast, der unter'm Gemäuer des alten Ordensschlosses im Heinrich gelesen hatte, dazu kam, seine heimatgeschichtlichen Studien poetisch zu verwerten. Er wählte einen Stoff aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt kurz vor dem Untergang der livländischen Selbständigkeit. Wir können es begreifen, wenn schon allein dieser Vorwurf auf die Generation vor uns besonders wirkte. Ging doch auf dem gleichen Boden, um den der russische Zar und der deutsche Orden in „Die von Kelles" streiten, jetzt, in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts, abermals ein Stück Selbständigkeit zu Grunde. Man war mitten in der Ära Alexanders des Dritten.

In die Zeit vor dreihundert Jahren aber hatte sich Pantenius völlig eingelebt. Die Zustände, die Personen, die Sprache der Zeit waren ihm gegenwärtig; und nun ging er mit Kraft und Liebe daran, sie zu gestalten. Die Größe der Anlage, die Weite des Gesichtskreises, die lebendige Handlung, die innere Bewegung, die das Werk auszeichnen, reden davon. Es wurde ein Sittenbild, mit starker Hand und ohne Schonung entworfen. Hat der Dichter darin des Guten vielleicht sogar zu viel getan? Arbusow hat in anderem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, daß Balthasar Russow, der ergibigste Chronist jener Tage, zwar ein redlicher, aber wohl auch übereifriger Bußredner gewesen sein mag. Auch bei Pantenius meint man fast eine unausgesprochene Mahnung zu vernehmen: So bereiteten sich eure Vorfahren den Untergang! Doch das sind Fragen der Nüancierung, wo weder dafür noch dawider schließlich etwas zu beweisen ist. Die Gesamterscheinung jener wilden, zum Sturze eilenden Zeit ist jedenfalls mit dem Pinsel eines im Wesen seines Gegenstandes tief kundigen Historienmalers festgehalten. Das ist der Sturmwind von 1557, der über die Fichten im Forst von Kelles und Randen streicht, das sind die Steine des Marktplatzes zu Riga, zu Dorpat, zu Reval, nicht Bühnenbretter, über die die Kruses, die Tedingsheim schreiten Der Geist jener verworrenen, wütigen Jahre lebt in „Die von Kelles“. Haß und Liebe geht bis ins Blut und fordert Blut. Blut, Haß und Liebe, die Farben durften im Bilde nicht fehlen. Und wie sind diese Farben — Purpur, Scharlach und Rosenrot — prachtvoll ins Bild hineingesetzt.: zum fahlen Gelb des Gewitterhimmels, zum Stahlgrau der Waffen, zum Pfauenbunt der Festkleider, zum stumpfen Braun der Werkeltagswelt, die gedrückt im Hintergrunde bleibt. Scharf individualisiert, wie Dürers Holzschuher, Holbeins Gisze, stehen die Hauptpersonen da: Eilhard, Jürgen, Bonnius, Barbara, zugleich repräsentativ, typisch wie jene; die starken Szenen des Taternüberfalls, der tollen Gelage, der Flucht, des Gerichts, der Rache sind mit den Nerven des 16. Jahrhunderts gefühlt. Auch mildernde Einzelzüge, wie das Wirken des Pastors Westermann (dem pietätvolle Freundschaft den Namen gab), wie das Hauswesen des rigaschen Schwarzhäupterältesten Billerbeck, sind im Sinne künstlerischer wie geschichtlicher Ökonomie vortrefflich verwendet, und wie wirkt gegenüber der Unrast und Not draußen der Besuch bei der einsamen Nonne im fast verlassenen Magdalenenkloster. Das Gebäude ist alt und baufällig; die Stuben sind kalt, und der Rat will sogar noch den Ofen einreißen lassen. Aber wie die beiden Junker Eilhard Kruse und Jürgen Taube, beide lutherischen Glaubens, wieder heraustreten, muß Jürgen an seine Schwester Anna denken, ein zartes Wesen, das der sie umdräuenden wilden Welt mit Schrecken gegenübersteht. „Sie würde sich in diesen Mauern wohl gefühlt haben“, meint er sinnend. Über dreieinhalb Jahrhunderte hinweg versteht man das Kloster als Zuflucht. Das ist „unmittelbare Kulturgeschichte“.

Im Gottesländchen. — Kurländiſche Geſchichten.

Die hier angeſtellte Betrachtung hat nun noch der Novellen zu gedenken, die Pantenius geſchrieben hat. Zwei kurländiſche Romane hatten wir kennen gelernt, ferner zwei Romane, die außerhalb des zeitgenöſſiſchen Kurland ſpielten, — mit den zum Schluß zu erwähnenden zwei Novellen-Sammlungen kehren wir auf kurländiſchen Boden zurück. Schon die Titel ſagen es an: „Im Gottesländchen“ (1880 erſchienen) und „Kurländiſche Geſchichten“ (1892).

Bereits in den biographiſchen Bemerkungen wurde der Gegenſatz zwiſchen Adel und Bürgertum erwähnt. Man kann nicht ſagen, daß er die baltiſche, noch viel weniger die kurländiſche Landesgeſchichte beherrſcht hätte; dazu war das Bürgertum zu ſchwach. Vorhanden war er und Pantenius hatte poetiſch, wie hiſtoriſch recht, wenn er ihm nicht aus dem Wege ging. Der Schreiber Bonnius liebt eine Barbara von Tedingsheim, das iſt der Angelpunkt der perſönlichen Tragödie in „Die von Kelles“. Anno 1557. Aber wie der Mythus im Märchen, ſo lebt ataviſtiſcher Groll in den Knabenfehden der Schule auf. Zwiſchen Wilhelm Wolffſchild und Friedrich Fuchsberg ſoll es ſogar recht ernſt werden, und die Väter müſſen ſich ins Mittel legen. Auch für dieſen Weſenszug der heimiſchen Verhältniſſe hat Pantenius das treffende Wort geprägt: „Im Banne der Vergangenheit“. So heißt eine der Novellen, die im Gottesländchen ſpielen. Wir erfahren, daß der Standeskonflikt auch auf dem Boden der Gegenwart nicht nur eine Kinderkrankheit iſt. Aber noch tiefer ſchneidet der Gegenſatz, wenn ſich zum ſozialen Moment das nationale geſellt. Unheilvolle Spannungen gehen von Hof des wohlhabend gewordenen Letten zu dem des bürgerlichen deutſchen Domänenpächters und zu dem des adligen Gutsbeſitzers. Die gewaltſame Löſung, die eine Naturkataſtrophe bringt, hat Pantenius in ſeinen Erinnerungen uns ſymboliſch gedeutet. Der Gang der Ereigniſſe hätte danach ſeiner Prophezeiung nur zu ſehr Recht gegeben. Und ſeine Diagnoſe des ihm zeitgenöſſiſchen Kurland wird wohl keiner beſtreiten, ja ſie gilt für unſer ganzes Land: es „ſtand im Banne der Vergangenheit“. Stand? —

Um übrigens auch das zu ſagen: eine ſtändiſche Tendenz finde ich bei Pantenius nicht. Man lieſt allenfalls zwiſchen den Zeilen: dieſe Dinge könnten eine geringere Rolle ſpielen. Aber wer ſagt das nicht! Mir iſt noch nie jemand begegnet, der nicht in der Theorie das Gleiche gewünſcht hätte. Sollte allein die Umſetzung dieſer allgemein anerkannten Theorie in die Praxis ſchon als tendenziös gelten? In der Schilderung der Vertreter aller Kreiſe des Landes hat der Dichter poetiſch Gerechtigkeit walten laſſen. Grade die Novelle „Im Banne der Vergangenheit“ iſt ein ſchönes Beiſpiel dafür. Wie Edles und Unedles durcheinanderſpielt, wie ſich dieſe von einander getrennten und doch mit einander verbundenen Menſchen haſſen und lieben, verachten

und hochschätzen, das ist vor allen Dingen — verstanden. Und es ist der schöne Lohn dichterischer Hingabe, daß sie auch den Leser verstehen macht. Da werden sich wohl die einen, durch die einprägsamen Bilder des alten Haders erregt, eigensinniger verhärten, werden heftiger Partei ergreifen. Die andern, stofflich uninteressiert, erfreuen sich rein ästhetisch am Spiel der Kräfte. Die dritten aber halten sich ans wahre Verstehen und gewinnen sich hier die Fähigkeit, die Dinge aus höherem Gesichtspunkt ruhig zu betrachten und vielleicht sogar, sogar — demgemäß zu handeln.

Die übrigen Novellen der gleichen Sammlung „Um ein Ei" „Unser Graf" „Der Korsar" leuchten noch in manche Ecke der Heimat hinein, an der die größeren Bücher hatten vorbeigehn müssen. In „Um ein Ei" hat der Dichter das Gesinde des Bauernwirts besucht, in „Unser Graf" begegnen wir dem feinbehandelten Problem des Kampfs einer edlen Natur um die eigene Treue und Untreue, im „Korsar" ist ein Bild aus dem Studentenleben festgehalten. Wenn Paul Heyse für jede Novelle, unter Anspielung auf die 5. giornata des Dekameron, — den „Falken" verlangte, d. h. einen außergewöhnlichen Zug, der für den Gang oder Ausgang der Fabel maßgeblich ist, so fehlt der Falke keiner der genannten Erzählungen. Auch denen nicht, die in der zweiten Sammlung, den „Kurländischen Geschichten", erschienen.

Mit ihnen hat Pantenius von der poetischen Produktion Abschied genommen. Noch einmal besucht die Phantasie die Stätten der Knabenzeit, Neuenburg (wo er, wie nun mit Humor geschildert wird, nicht recht gern zu Gast war), und Sallgallen, dessen „großem Baum" indirekt die Ehre gegeben wird: im Namen Ulmenhof, der für Sallgallen gebraucht ist. Die Stimmung nähert sich den Memoiren; es ist mehr als eine Äußerlichkeit, wenn in dem kleinen Buch, das im selben Verlage und in der gleichen Ausstattung wie die bekannten Bändchen Heinrich Seidels erschien, nun zum ersten Mal die Ichform der Erzählung gewählt wird. Nach dem harten epischen Ton, in dem „Die von Kelles" dahinschritten, — auch die vorhergehenden kurischen Romane und Novellen waren in Dur geschrieben — erzählt nun der „alte Junghherr" mit sanfter Traurigkeit von seiner Liebe, ist auch „Käthchen Hortensius" eine freundlich schwermütige Erzählung, beide Geschichten in ihren Nebenzügen vielleicht noch ansprechender, als in der Fabel. Das „Gut an sich" bringt trauliche Erinnerungen an Riga mit Beobachtungen im melancholischen Pseudowinter Leipzigs in Verbindung, zwei Lebensstationen, — als das Buch erschien, beide überschritten. Arent Claassens Neujahrsgeschenk, das zur Zeit des Zaren Boris Godunow spielt, werden vertraute Leser als ein Pfand hingenommen haben, als ein Pfand für den noch zu erwartenden Roman aus dem Rußland der Zeit der Wirren (um 1600). Aber dieser Roman, schon konzipiert, wurde nicht mehr geschrieben; die „Kurländischen Geschichten" waren die letzte dichterische Gabe. —

Literariſche Stellung.

Was bezeichnet den Dichter Pantenius? Heimat, Geſchichte, Wirklichkeit! Um die beiden letztgenannten Beziehungen hervortreten zu laſſen, kann ein Vergleich mit Guſtav Freytag dienen. Pantenius iſt der baltiſche Guſtav Freytag. Der Zufall läßt die beiden Männer ſogar in den Geſichtszügen einige Ähnlichkeit haben. Die Verbindung von hiſtoriſchen Studien, hiſtoriſcher Dichtung und Gegenwartsdarſtellung iſt beiden gemein. Beide ſind ſie aus gutem, ſeiner ſelbſt bewußten Bürgertum, beide vielſeitig und nach individueller Neigung gebildet, beide nicht Romantiker, jungdeutſche Querköpfe und Fabulierer, ſondern Beobachter, aufmerkſame Zeichner von Landſchaft, Charakteren, Zuſtänden. Sie ſchreiben nicht ins Blaue, für die Leute auf Orplid und Bimini, ſondern Freytag für ſeine deutſchen Zeitgenoſſen, Pantenius für ſeine baltiſchen Landsleute. Während der ſog. beſten Lebensjahre war der eine, wie der andere Leiter verbreiteter und einflußreicher Zeitſchriften. Das ließ ſie die Geſellſchaft klar, anſchaulich, realiſtiſch ſehn; nicht wie dem Theaterdichter, der ſich vor einem fremden, halb gefürchteten, halb verachteten Publikum verneigt, erſchien ihnen ihr Leſerkreis, ſondern als eine wohlbekannte Welt, die zu betrügen ſich der anſtändige Mann nicht hergibt, ſondern der man mit Wahrheit noch immer dienen kann und ſoll und muß, — trotz allem. Bei der Lektüre von „Soll und Haben“, und ebenſo von „Wilhelm Wolfſchild“, „Allein und frei“ zu fragen: „Iſt das richtig geſchildert?“, „Iſt der Autor gerecht?“ wäre nicht unerlaubt, denn beide Dichter wollten richtig und gerecht ſchildern. Aber ſtellen wir die Fragen, ſo können wir ſie auch bejahen. Wenn die in jenen Romanen Porträtierten und deren nächſte Landes- und Standesgenoſſen das ſeinerzeit vielfach und mit Lebhaftigkeit beſtritten, ſo war das nur in der Ordnung. War ſchon je jemand mit ſeinem Porträt zufrieden? Oder galt nicht vielmehr der Proteſt des Modells ſchon oft, wenn auch nicht als Beweis, ſo doch als gutes Indiz dafür, daß das Bild getroffen ſei?

Die hiſtoriſche Bildung gab dem Wirklichkeitsſinn das Maß und die Richtung. Es iſt kaum zu glauben, daß ſich geſchichtlicher Sinn und kraſſer Naturalismus auf die Dauer vertrügen. Für geſchichtliches Denken bezeichnend iſt die Fähigkeit, Weſentliches vom Unweſentlichen zu ſcheiden. Wer das Leben in ſein Buch aufnehmen will, wie der Photograph einen Gegenſtand auf die Platte, verfährt wie der Pſeudo-Hiſtoriker, der mit der Feſtſtellung, wo Napoleon ſich zu jeder Stunde ſeines Lebens befand, glaubte Napoleons Leben nun völlig erfaßt zu haben. Typiſches ſehn, — darſtellen, wie es den Tatſachen nach geweſen ſein könnte, dem Geiſt der Tatſachen nach geweſen ſein *muß*, — das iſt das Ideal des Geſchichtsſchreibers, wie des hiſtoriſchen, wie des realiſtiſchen Dichters. Der Unterſchied beſteht, literariſch gefaßt, in den Mitteln und Grenzen der Veranſchaulichung. —

Glaubte ich nach dieſen beiden Richtungen Pantenius durch die Zuſammenſtellung mit Freytag annähernd zu charakteriſieren, (das Unterſcheidende wird der Leſer nicht verkennen), ſo bringt der dritte der hervorgehobenen Geſichtspunkte uns auf andere Zuſammenhänge. Pantenius iſt Heimatdichter. Mit der Heimatdichtung aber iſt es in der deutſchen Literaturentwicklung ſo beſtellt. Berthold Auerbach hatte, nach 1840, alſo ungefähr 60 Jahre vor Guſtav Frenſſens Jörn Uhl und deſſen beiſpielloſem Erfolg, ſchon eine vergleichbare Wirkung mit einem ähnlichen Werke getan: mit ſeinen Schwarzwälder Dorfgeſchichten. Er blieb im Ganzen ohne Nachfolge. Gotthelfs Bauernromane las noch niemand, Ludwigs Heiterethei und noch ein paar Titel, die man nennen könnte, widerlegen nicht das Geſagte. (Reuters Mundartpoeſie hat ihre beſondere Stellung). Erſt die jüngſte Vergangenheit erhebt die Heimatdichtung zu einer Bedeutung, die ſie nie vorher eingenommen hat.

Zwiſchen der alten und neuen deutſchen Heimatdichtung ſteht Pantenius. Wenn wir das ſo anſehen — und ich glaube, wir tun nichts Willkürliches damit — ſo müſſen wir die künſtleriſche Selbſtändigkeit anerkennen, die Pantenius durch die Wahl ſeines Stoffkreiſes bewies. Denn um die Zeit, als er zu ſchreiben begann, war die herrſchende literariſche Richtung von nichts weiter entfernt, als von Heimatdichtung. Spielhagen war der Schriftſteller des Tages, deſſen (hernach über Gebühr geläſterte) Romane die Ideen des deutſchen Liberalismus in bewegten, aufgeregten, aber nicht eben ſehr echten Lebensbildern zu verkörpern ſuchten. Trotz des pommerſchen „Lokalkolorits" ſind die „Problematiſchen Naturen", „Die von Hohenſtein", „In Reih und Glied" u. ſ. f. Allerweltsromane, in denen Bildung und Fortſchritt über den „Wuſt von Rittertum und Pfäfferei" gar zu billige Siege erfechten. Eine umſchränkte Welt als Ganzes darzuſtellen, in ihrer poetiſchen Durchdringung Ziel und Genüge zu finden, nichts konnte damals ferner liegen.

Pantenius ſuchte ſich dieſe Aufgabe. Sie war nicht auf dem Wege der Auerbachſchen Dorfpoeſie lösbar. Denn in Kurland gab es keine Dörfer, ja, was entſcheidender war, gab es kein deutſches Volk. Und bei aller Volksfreundlichkeit und Lettenliebe, die vom Vater auf den Sohn übergegangen war, — die deutſchen Stammesgenoſſen ſtanden Pantenius näher. Ihr Weſen, ihre Eigenart zu ſchildern aber erforderte eine Verfeinerung in der Auffaſſung deſſen, was als heimatbezeichnendes Element in die Poeſie aufzunehmen war. Den ſchwarzwälder Bauern von dem in Pommern oder Friesland unterſcheidbar zu zeichnen, war offenbar viel leichter, als die höheren, gebildeten, weniger bodenſtändigen Kreiſe eines Landes provinziell zu charakteriſieren. Heute bedarf es theoretiſcher Erwägungen, um ſich das klar zu machen. Denn im vergangenen erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts haben wir ja eine Hochflut von Heimatdichtern überhaupt jeglicher Art gehabt, und es iſt keine Landſchaft im deutſchen Reich, die nicht unter jedem nur erdenkbarem Aſpekt poetiſch betrachtet worden wäre. Um 1870 herum war das ganz anders. Storm

nahm man schon seine „Husumerei", wie der Spötter Fontane sagte, ein wenig übel, — es war noch nicht die Zeit, zu der Fontane selbst seine märkisch-berlinischen Romane schrieb, zu denen ihn seine „Wanderungen durch die Mark" freilich doch einmal führen mußten. In dieser Zeit aber schrieb bereits Pantenius „Wilhelm Wolfschild" und „Allein und frei". Entschiedener von den Aussichten auf einen äußeren Erfolg absehen, als er hiermit tat, konnte man nicht. Wen gingen in Deutschland die Besonderheiten der paar Deutschen in den baltischen Provinzen an! In ganz Kurland, von dem Pantenius zunächst allein erzählte, gab es ebensoviel Deutsche (zwischen 40 bis 50.000), wie heute in einem der kleineren Vororte Berlins wohnen. In allen drei Provinzen zählte man noch nicht 200.000 Deutsche. Zwar gehörte davon vielleicht ein Viertel den oberen sozialen Schichten an, aber was wollte auch das besagen! Es blieb eine Kulturkolonie, zu der man die Verbindung so gut wie verloren hatte, es war eine „Welt außer aller Welt". Erst die jüngste Vergangenheit hat aus wirtschaftlichen Gründen die östlichste Ostsee Deutschland wieder näher gerückt.

Nahm man in Deutschland an den baltischen Verhältnissen geringen Anteil — nur die Universität Dorpat stand in reger geistiger Verbindung mit der deutschen gelehrten Welt — so lebte man in literarischer Hinsicht in den Provinzen ausschließlich von Deutschland. Der alte Merkel, der innerhalb und außerhalb des Landes unnütze Zeitschriften herausgegeben und unruhige Bücher geschrieben hatte, an denen man in Summa mehr Aerger als Freude erlebt hatte, war ja nun auch schon lange tot. Man darf zwar durchaus nicht sagen, daß es an geistigem Leben fehlte. Die gelehrte Produktion war sogar seit langem rege, eine heimische Publizistik entstand seit der Reformära unter Alexander II. Aber ihren allgemein beachteten poetischen Ausdruck hatte diese Welt nicht gefunden.

Pantenius gab ihr ihn und er hatte die Genugtuung, daß auch in Deutschland seine Werke bekannt wurden. Ihnen verdankte er die Position, die ihm angetragen wurde. Seine Bücher machten ihren Weg, obgleich sie, wie schon dargetan, der Moderichtung fernstanden. Sie haben dem Lande, von dem sie erzählten, manchen Freund geworben. Sie haben dem Gegenstande ihrer Darstellung eine poetische Form gegeben, in der sie nicht übertroffen wurden. Und so ist ihnen, nachdem der Widerspruch gegen den Propheten im Vaterlande verstummt war, in der baltischen Familie Hausgenossenrecht eingeräumt. Die eigene Bahn, die sich der junge Schriftsteller einstmals wählte, ist doch die rechte gewesen; als ein früher Vorläufer der so viel später erst zu ihrem Namen gekommenen Heimatdichtung hat Pantenius uns sein Bestes gegeben.

Schluß.

Der Poet hat die Feder beiseite gelegt, der Historiker hat sie noch mal zur Hand genommen. Es wurde erwähnt, daß ein Roman aus der Zeit der Wirren (nach dem Aussterben des Hauses Rurik und vor Beginn der Dynastie

Romanow) Pantenius in den 90er Jahren beſchäftigt hatte. In ſeinen hiſtoriſchen Studien, wie in ſeinen politiſchen Anſchauungen hatte Pantenius den Beziehungen zwiſchen den deutſchen Oſtſeeprovinzen und Rußland ſtets und aus Grundſatz mehr Beachtung geſchenkt, als es ſonſt bei uns üblich war. So war ſeine Phantaſie auch lebhaft vom Schickſal der ſog. „livländiſchen Hofleute“ angezogen, jener abenteuernden Edelleute aus dem ehemaligen Ordensſtaat, die im 16. und bis ins 17. Jahrhundert bald hier, bald da Kriegsdienſte nahmen, und uns unter anderm auch in Polen, in Moskau und im Feldlager des falſchen Demetrius begegnen. Der falſche Demetrius ſelbſt aber iſt eine Figur, die die Wißbegier der Geſchichtsforſcher wie die Erfindungsluſt der Dichter immer wieder beſchäftigt hat und beſchäftigt. Schiller, Puſchkin, Alexej Tolſtoi, — wen hat ſie nicht alles angezogen! Aber wie ein geſchichtliches ſcheint auch ein poetiſches Verhängnis über ihr zu walten und der Vollendung ihr gewidmeter Dichtungen zu widerſtreben. Kurzum, der Roman aus der Zeit der Wirren blieb ungeſchrieben. Die immer wieder aufgenommenen Geſchichtsſtudien, die Pantenius mit jener Periode aufs genauſte vertraut gemacht hatten, aber gediehen zum Abſchluß und, wenn ich nicht irre: 1904 erſchien als eine der von Eduard Heyck bei Velhagen und Klaſing herausgegeben, „Monographien zur Weltgeſchichte“ das Buch über „den falſchen Demetrius“. Es wurde ſehr freundlich aufgenommen. Und in der Tat ſtellt es eine der nicht ſehr zahlreichen Belege dafür dar, in welcher ſpezifiſchen Weiſe die deutſchen Balten dazu berufen wären, wiſſenſchaftlich zwiſchen Deutſchland und Rußland zu vermitteln. Pantenius hat wohl ſelbſt gelegentlich der Beobachtung Ausdruck gegeben, wie ſchwer, ja faſt unausführbar es dem gebildeten Mitteleuropäer in der Regel wird, ruſſiſches Fühlen und Denken in ſeinem Weſen zu begreifen. Was anderwärts unmöglich iſt, iſt dort möglich. Was anderwärts möglich iſt, iſt dort unmöglich. Und nur, wer unter dieſen völlig anders als wir gearteten Menſchen gelebt hat, oder mindeſtens von früh auf irgend eine Fühlung zu ihnen gehabt hat, findet ſich in dieſer fremden Gefühlswelt zurecht. Bei all ihrer Zurückhaltung und Abgeſchloſſenheit haben die deutſchen Balten immerhin einen Einblick in ruſſiſches Weſen, den ſich der völlig Fremde erſt mühſam erwerben muß.

Der Befähigung und Bereitſchaft, ſich in das eigenartig Ruſſiſche hineinzufinden, verdankt auch die wenige Jahre ſpäter (1908) erſchienene „Geſchichte Rußlands“ ihre Vorzüge. Sie kommt dem unverkennbar zunehmenden Intereſſe, das ſich in reichsdeutſchen Kreiſen für Rußland zeigt, glücklich entgegen, indem ſie an die Vorausſetzungen der deutſchen Bildung anknüpft und ſo in die fremdartige Materie in bequemer Weiſe einführt. Man hat gegen das Buch eingewandt, daß es Rußland und die Ruſſen zu günſtig beurteile. Nun, von Hehns Invektivenſammlung „De moribus Ruthenorum“ iſt es in der Tat himmelweit entfernt. Es iſt mir ſogar nicht zweifelhaft, daß Pantenius für das Volk, deſſen jahrhundertelange Leidensgeſchichte er ſich ſo

genau zu eigen gemacht hat, warme Sympathie empfindet. Und ich gehe noch weiter. Wie meint man: gibt es wohl ein literariſches Sittengeſetz? Würde ein ſolches von einem Ethiker der Schriftſtellerei entdeckt und verkündet, ſo möge das erſte Gebot lauten: Schreibe nur — Fälle der Pflicht und der Notwehr ausgenommen — darüber, wofür du Sympathie haſt!

Schließlich haben wir uns einiger bezeichnender Gaben des Alters zu freuen gehabt, freundlicher Bilder der Erinnerung, die bei den biographiſchen Bemerkungen verwertet wurden. 1907 erſchien das Buch „Aus meinen Jugendjahren", 1912 der Aufſatz „In Riga", — eben die Memoiren, von deren Charakteriſierung und kurzer Wiedergabe dieſe kleine Studie ihren Ausgang nahm.

Dieſe Veröffentlichungen und die „Geſchichte Rußland" fallen ſchon in die Zeit nach dem Rücktritt von der Redaktionstätigkeit. 1906 hatte Pantenius die Leitung ſowohl des „Daheim" wie der „Monatshefte" niedergelegt und ſich danach aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Er verlegte ſeinen Wohnſitz wieder nach Leipzig und lebt hier ſeit mehreren Jahren, gern mit Geſchichtsſtudien, namentlich über Rußland, ſich beſchäftigend, aber auch voll Anteil am geiſtigen Leben der Zeit, nicht zuletzt an den von der „Rigaſchen Zeitung" berichteten Vorgängen in der Heimat. Hier, in Leipzig, beging er am 22. Oktober des vorigen Jahrs ſeinen 70. Geburtstag. Es war eine ſchöne Gelegenheit für alle, die daheim und in der Fremde des Heimatdichters dankbar gedenken, ihm davon Zeugnis zu geben. Freunde und Verehrer, Landsleute in Nah und Fern, die deutſchen Vereine und Geſellſchaften, die deutſche Preſſe, alle waren durch Glückwünſche, Adreſſen, Ehrengaben vertreten. Wie in einem Brennpunkt ſammelten ſich die Strahlen, die von einem erfreulichen und erfreuenden Schaffen ausgegangen waren. So konnte Pantenius dieſen Tag als den ſchönſten ſeines Lebens bezeichnen.

Es iſt nun zwar nicht recht gehörig, daß im Anlaß eines Geburtstages an den Gefeierten ſelbſt Wünſche gerichtet werden. Dennoch möge es hier Verzeihung finden, wenn es geſchieht und wenn ein ſchon von mancher Seite geäußerter Wunſch hier wiederholt wird, der Wunſch nach einer Fortführung der Lebenserinnerungen. Das perſönliche, das literargeſchichtliche Intereſſe daran bedarf nicht der Begründung, aber auch die heimatlich geſtimmte Wißbegier meldet, wenn gleich beſcheidentlich, ihren Anſpruch an. Das fluktuierende, wenn ich ſo ſagen darf, wie das rückkehrend wieder in Deutſchland anſäſſig gewordene Baltentum ſtellt dem Beobachter ein reizvolles Problem, deſſen Rubrizierung unter Stammes- oder Geſellſchaftsgeſchichte uns wenig Kopfzerbrechen machen kann, das aber anzugreifen nur umfaſſende Perſonalkenntnis und Feinheit des Urteils befähigt. Wie viel Landsleute von Oſt und Weſt, zureiſend, heimreiſend, haben nicht die gaſtliche Schwelle des Panteniusſchen Hauſes überſchritten! Wir dürfen ſagen: „Jedem, der darin verkehrt, ward ein froher Mut beſchert". Und ich denke: Bei alt und jung iſt es unvergeſſen. Zwar manche Augen, die den bezaubernden Erzähler anſchauten, haben ſich

geschlossen. Mancher plauderlustige, geschichtchenkundige Mund ist für immer verstummt. Und wo sind die anderen alle hin, die an dem Tische gesessen, wo Geist, Humor und die liebenswürdige Poesie der kleinen Dinge immer auch Platz nahmen! Wo sind sie hin! Nach allen Winden verstreut, im wahren Sinn: über Land und Meer, — aber nun lebt auch draußen, hie und da, wo's vielleicht niemand vermutet, ein Fünkchen Dank, ein Schimmer freundlichen Gedenkens. Inmitten einer anderen und immer fort sich ändernden Welt sei — das, meine ich, versprechen wir, die wir heute noch jung sind — Erinnerung und Treue so sicher gehegt, so fest gehütet, wie das Flämmchen der ewigen Lampe zu St. Sebald im längst protestantischen Nürnberg, das dem jungen Pantenius einst als schönstes Symbol der Pietät erschien.

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Dorpat vor 60 Jahren.

Von Elisabeth Hoffmann (Hapsal).

Vor einiger Zeit brachte die „Deutsche Monatsschrift für Rußland“ *) eine Schilderung der Dorpater gesellschaftlichen und akademischen Verhältnisse in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da wandten sich im Geiste meine Blicke noch weiter zurück, in die fünfziger Jahre, wo ich mit den Meinigen, vor Krieg und Kriegsgeschrei flüchtend, Reval verlassen hatte und zwei lange Sommer (vom Mai bis zum Oktober) in Dorpat verbrachte, wobei ich einen tiefen Blick in das Semesterleben tun konnte, das damals erst in der Mitte des Juni schloß und schon Ende Juli wieder begann. Wenn auch der Umstand, daß wir als Fremdlinge die Musenstadt betraten, in mancher Hinsicht meine Erzählung beeinträchtigen dürfte, so ist doch andererseits gerade der Fremde besonders geeignet, schärfer und genauer zu beobachten, und dazu fanden wir Aufnahme in einem großen Familienkreise, in dem wir bald heimisch wurden. Diese Jugenderinnerungen, die alte Leute besonders treu im Gedächtnis zu behalten pflegen, werden bei mir noch durch ausführliche Tagebücher unterstützt und auf ihre Richtigkeit kontrolliert.

Die Studenten, kaum 700 an der Zahl, prägten dem ganzen Dorpater Leben jener Zeit einen besondern Charakter auf und standen überall im Vordergrunde des Interesses. Richard Wendt in seinem „Geralasch“ schildert im Bande über die Ostseeprovinzen ganz vorzüglich besonders das Dörptsche Straßenleben in den 50ger Jahren und betont die hervorragende Rolle, die die vier sogen. alten Korporationen in der Gesellschaft spielten. Aber auch die Polen und Armenier, deren es damals hier recht viele gab, traten gesell-

*) Bd. I. (1912), Heft 10. S. 865 ff.

ſchaftlich mehr hervor, als es ſpäter, nach der Ruſſifizierung der Univerſität, mit den aus dem Innern des Reichs herübergekommenen Ruſſen der Fall war. Außerdem waren die Studenten früher in Dorpat viel ſeßhafter als jetzt, wo die Eiſenbahn das Hin- und Herreiſen ſehr erleichtert. Wer jetzt arbeiten will, zieht oft fort, aufs Land, in andere Städte, einerlei wohin, nur weg aus Dorpat, während früher der Grundſatz feſtſtand: Arbeiten kann man nur in Dorpat. Daher blieb in den Ferien ſtets eine große Anzahl älterer Studenten zurück und ſcharte ſich im Sommer um den einzigen geſellſchaftlichen Mittelpunkt, die „Sommer-Reſſource", mietete ſich wohl auch Trans-Embach ein, um die ſchönen Abende im großen Garten zu verbringen.

Außer der Reſſource, die den jetzigen Ausſtellungsgarten einnahm, gab es hier überhaupt im Freien keinen Vergnügungsort für die gute Geſellſchaft, — auf dem Dom konnte man nur ſpazieren, das Sitzen auf dem Raſen war verboten, und Bänke gabs nicht. So viel ich mich erinnere, ſtanden dort nur zwei Bänke mit Lehnen, oberhalb des Broeckerſchen Aufſtieges, außerdem eine kleine Bretterbank bei der ſogenannten Eckertſchen Treppe, beide Plätze hat der Maler Schlatter, damals erſter und einziger Photograph Dorpats, der Kurioſität wegen abkonterfeit. — Wer jetzt den Dom mit ſeinen erweiterten Spazierwegen und Anlagen und den vielen hübſchen Bänken, die zum Ausruhen einladen, beſucht, wird es nicht begreifen, warum der alte Kurator Krafftſtröm es durchaus nicht geſtattete, dieſen ſchönen Park durch einige hier und da aufgeſtellte Bänke etwas gemütlicher zu machen. In ſeinen Augen war eben die ganze Welt nur ein großes Militärlager, das ſtets en vedette ſein mußte und zum Ausruhen keine Zeit hatte, — wozu alſo ſolchen unnützen Luxus geſtatten? Seine 700 Studenten, die zu ſeinem Stolze ſämtlich Offiziersrang hatten, ſo daß er alſo keine Gemeinen befehligte, waren ein Regiment, das er am liebſten Tag für Tag auf dem Exerzierplatz gedrillt hätte, was aber leider nicht anging, da ſie ſich mit brotloſen Künſten, wie es die Wiſſenſchaften ſind, abgaben. Wozu die nützen ſollten, ſah er nicht ein. Von ihm ging die Sage, daß er, wie Fritz Reuter ſagt: „Schrewen Schrift nicht leſen konnte", — trotzdem hatte er es bis zum General-Leutnant gebracht und war dann, wie er ſelbſt ſagte: Gelehrter geworden, d. h. zum Kurator der Univerſität Dorpat ernannt worden, welchen Poſten er 22 Jahre lang bekleidete!

Nach dieſen Abſchweifungen wenden wir uns wieder der Reſſource zu, die nicht nur für die arbeitenden Studenten der Mittelpunkt des geſelligen Lebens war; auch alle Familien der Stadt- und Univerſitätsgeſellſchaft ſammelten ſich um dieſelbe, d. h. bezogen im Sommer ihre Landhäuſer, die, von herrlichen alten Bäumen umgeben, in der Jamaſchen Straße oder an der Revalſchen Allee gelegen waren. Die Revalſche Allee zeigte ein Ausſehen, das ſie von der jetzigen Alleeſtraße wohl ſehr weſentlich unterſchied. Nur auf der Stadtſeite befanden ſich Häuſer, und zwar gab es ihrer kaum ein

Dutzend, von der Ecke der jetzigen Rathausstraße, damals Bethausstraße genannt, wo das Apotheker Scharteſche Landhaus ſtand, für damalige Anſprüche ein idealer Bau, der noch jetzt in unveränderter Geſtalt, wenn auch ſtark gealtert, inmitten ſeines großen Gartenareals fortbeſteht, bis zur „roten Mühle," wo der Hoppeſche Garten, jetzt Nervenanſtalt, einen wundervollen Roſenflor entfaltete. Den meiſten Raum beanſpruchten die hohen Gartenzäune, welche die aus der Jamaſchen Straße hinaufreichenden Gärten einfriedigten und ſämtlich durch große Pforten und kleine Pförtchen mit der Alleeſtraße in Verbindung ſtanden. Die ſchönen hohen Birken zu beiden Seiten der Allee waren damals ſchon hübſche ſchattenſpendende Bäume, welche aber die Ausſicht nicht behinderten, die man aus allen Fenſtern dieſer Häuſer genoß, denn jenſeit des die Revalſche Allee begrenzenden Grabens dehnten ſich Felder aus mit wogendem Korn und ſaftigem Grün, dem Fernblick eine weite Umſchau geſtattend, auf die Mühlen, den Kirchhof und die fernen Höhen und Wälder. Wer abends einen zwangloſen Spaziergang unternahm, erging ſich dort, Bekannte trafen ſich, und öfters hatte man dabei noch einen etwas abſonderlichen Kunſtgenuß. Es war unlängſt der ſpäter ſo berühmte Cornet à piston-Künſtler Wurm in Dorpat geweſen, hatte mehrere Konzerte gegeben und war von den Studenten und den älteren Herren ſehr gefeiert worden. Mehrere von ihnen hatten ſich nun dieſem Inſtrument zugewandt und zu einem Quartett zuſammengetan. Da ſie ſämtlich, ziemlich gleichmäßig verteilt, an der Allee wohnten, entging man ihren abendlichen Übungen nicht: kaum war man dem einen entronnen, als man auch ſchon die „Klagelaute" des nächſten ertönen hörte, bis die rote Mühle dieſen Kunſtgenüſſen ein Ende machte. Zuſammenſpielend habe ich ſie einmal gehört, — da nahm ſich das Enſemble ſchon ſehr hübſch aus; nur die Übungen der einzelnen Stimmen fielen etwas auf die Nerven. Aber die Abende waren ſo herrlich, die Luft, die über die Felder ſtrich, ſo wonnevoll, die begegnenden Bekannten ſo lieb, daß man ſich durch dieſe Muſikübungen nicht abhalten ließ, immer wieder unter den Birken zu luſtwandeln.

Im erſten Stadtteil war auch die Gegend am Embach noch gar nicht bewohnt und bebaut, die Botaniſche Straße bildete die Grenze der Häuſeranſiedelungen. Alle die Frucht- und Gemüſenamen der neuen Straßen ſind erſt ſpäter ins Leben gerufen worden. Überhaupt gabs nur wenige Straßennamen im erſten Stadtteil, außer der Botaniſchen waren nur die Ritter- und die Breitſtraße benannt, ſonſt hatte man „Berge": den Schloßberg, den Broeckerſchen, den Morgenſternſchen und den Techleferſchen Berg. Im zweiten Stadtteil kannte man nur die Carlowaſtraße, wie die jetzige Alexanderſtraße hieß, vom Kaufhof hinunter; die Alt- und die Promenadenſtraße hießen die obere und die untere Wade; außerdem gabs wiederum nur „Berge": der Blumberg, der Thunſche (an der Ecke unten war damals die Thunſche Weinhandlung), dann der Senſberg und der Hetzelberg. Das jetzige Wulffiusſche Haus gehörte damals den Senſſchen Erben, die Treppen exiſtierten nicht, der

Berg wurde noch befahren, — aber fragt mich nur nicht wie?! Der „Mistberg", jetzt die Rigasche Straße, wurde übrigens zuweilen schon der Stationsberg genannt, — schließlich noch der Schlüsselberg, der sich stets ganz besonders schlechter Pflasterung erfreute. Die Teichstraße, die nur bis zum Reutzschen Garten, dem jetzigen Handwerkerverein, reichte, hieß „auf dem Senfberge". Dicht daneben lag die kleine Ackelsche Besitzung schon auf Landgrund, weshalb die „Ackelei", das Studentenquartier daselbst, sehr gesucht war von arbeitenden Philistern, die nicht in der Stadt leben durften und sich, sowie sie „abgehört" hatten, streichen lassen mußten, da die Zahl der Studenten damals eine begrenzte war. Nach 1848 war unbegreiflicherweise bestimmt worden, auf jeder Universität, deren es in dem großen Reiche wenige genug gab, dürften nur 300 Studenten zur Zeit aufgenommen werden. Dem Unterrichtsministerium war es freilich geglückt, für Dorpat und Helsingfors einen etwas günstigeren Modus ausfindig zu machen, um die Anzahl zu vermehren. Weil in St. Petersburg die medizinische Akademie bestand und diese Fakultät an der Universität nicht vorhanden war, ebenso derselben eine theologische fehlte, so wurden die Mediziner und Theologen hier nicht unter die 300 gerechnet.

Jenseit besagter Ackelei hörte die Stadt auf, die ganze Bahnhofgegend war freies Feld, der Wallgraben die reine Wildnis, die Domanlagen reichten nur bis zur Teufelsbrücke; alles, was drüben hinausreichte, hieß „die Sandgruben" und „der wilde Dom". Wunderschön sangen in dieser Gegend die vielen Nachtigallen, doch waren die damaligen Dörptschen Philomelen so wenig scheu, daß sie sogar in den, an der Ritterstraße gelegenen Gärten sich hören ließen. — Trans-Embach gab es schon mehr benannte Straßen: die bereits angeführte Bethausstraße, die Stein-, Jamasche-, Revalsche und Petersburger Straße, außerdem war dort der Sturmsche-, der Ressourcen- und Waisenhaus- oder Jägerberg. Letzterer war ein Teil der jetzigen Bergstraße, die, längst abgegraben und ausgegraben, jetzt eine Schlucht bildet und an einer Seite eine unwegsame, hohe Erdstaffel aufweist. Damals wurde sie noch, wenn auch selten, befahren, doch erinnerten die dann und wann heraufeilenden Zweispänner, — andere Droschken gabs nicht, — wohl etwas an die Fliegen, die an der Wand emporklettern, auch glaube ich nicht gesehen zu haben, daß einer von den Kutschern hinunterfuhr; war er glücklich oben angelangt, so retournierte er lieber durch die Allee. Der Name Jägerberg rührte von der unten liegenden Jägerschen Kneipe her, die auch Jägerei genannt wurde.

Wie schon gesagt, war die Ressource der Mittelpunkt, der die ganze Dorpater Gesellschaft in der Sommerzeit vereinigte, wurde doch sogar das erste Trottoir aus flachen Granitsteinen, vom Rathaus ausgehend, durch die Ritterstraße zur Holzbrücke, von dort bis zur Sommer-Ressource gelegt, um den Herren vom Rat den Weg in der Sommerhitze doch in etwas zu erleichtern. Die Jahreszahl 1855 auf einigen der Steinplatten beweist die Richtigkeit dieser Angabe.

Allabendlich pflegten die alten und die jungen Herren sich sehr zahlreich im Garten wie im Saal zusammen zu finden, zum gemütlichen Plaudern oder zu Kartenpartien, deren es stets mehrere gab. Am Donnerstage erschienen auch die Damen, die Stadtkapelle spielte im Freien, man promenierte, erfreute sich des schönen Baumgartens, saß auf der Veranda und genoß die hübsche Aussicht über die Stadt und die Umgegend. Alle 14 Tage am Dienstag abend mußten die alten Herren der Jugend das Feld räumen, da wurde von 9—12 getanzt, nachdem vorher die Musik im Freien gespielt hatte. Die Damen kamen von der Gartenpromenade in den Saal, tanzten im Hut, die Gesellschaft war sehr munter; da der Kreis verhältnismäßig klein war, wurde man leicht mit einander bekannt.

Wie wir sahen, spielte sich das Sommerleben hier in Dorpat sehr gemütlich ab. Man blieb ständig hier, nur wer Verwandte auf dem Lande hatte, ging zuweilen zu denen auf Besuch. Daß man irgendwo in der Ferne sich ein Sommerhaus mietete, gehörte zu den größten Seltenheiten. Namentlich anführen konnte man einzelne Familien, die nach Cabbina, Kamby oder Heiligensee zogen, auch hörte man ja zuweilen von kühnen Unternehmungen an den Strand. So waren z. B. Professor Koehlers einstmals aus Gesundheitsrücksichten ins Seebad geschickt, — Platkaja hieß der Ort, er muß etwa in der Gegend des heutigen Neubad gelegen haben, — und sie dachten stets nur mit Grauen an diesen Sommer zurück, der ihnen die unglaublichsten Entbehrungen gebracht hatte. Die Gegend war von keinerlei Kultur beleckt gewesen, das Haus sehr unwohnlich mit hohen Schwellen, niedrigen Türen, kleinen Fenstern, verräucherten Wänden und sehr viel Fliegen, dazu in der nächsten Umgebung nur das Meer, — kein Baum, kein Strauch. Man war dort gar nicht auf Fremde eingerichtet, im Dorf nichts zu haben, eine Stadt unerreichbar, frisches Fleisch im Sommer nur vom Hörensagen bekannt. Man aß Fisch! d. h. wenn gefischt wurde: in den 6 Wochen, während Koehlers dort weilten, hatten widrige Winde den Fischern das Handwerk gelegt, so daß nur ein glücklicher Fischzug etwas Abwechslung brachte. Im übrigen hatte die betreffende Mama sich wohlweislich mit Trockengemüse, Salz- und Rauchfleiß reichlich versehen und damit ihre Gesellschaft durchgefüttert. Jedenfalls waren sie alle froh, als die Badezeit überstanden war und sie sich für den Rest des Sommers in ihrem gemütlichen Landhause in der Jamaschen Straße, vis-à-vis der Steinstraße, niederlassen konnten.

Nachdem wir das Sommerleben Dorpats geschildert, wenden wir uns dem Semesterleben zu, und zwar vorerst dem der korporellen Studenten, das schon insofern sehr anders als das jetzige war, da die Konventshäuser fehlten, es nicht einmal, wie in den 80-ger Jahren, Korporationskneipen gab. Außerdem war das wirtschaftliche Leben, der ganze Zuschnitt desselben ein so total anderer, so sehr viel einfacher als in der Jetztzeit. Einerseits waren die Ansprüche der jungen Leute an äußeren Komfort sehr geringe, andererseits war

das Angebot an Wohnungen, Einrichtung und Beköstigung unsagbar mangelhaft, die Preise demgemäß auch sehr bescheiden. Gewöhnlich bewohnten zwei Mann ein Zimmer und zahlten dafür semesterlich 12—15 Rbl. Aus dem Speisehause holte die „Löffeline" ihnen das Mittagsbrot, woran sich gewöhnlich 4 Mann beteiligten, und sie zahlten dafür zusammen monatlich 7 Rbl. Abends zu den sogenannten Fuchstees, wo der Oldermann mit seinen Füchsen bei den älteren Leuten erschien, um sie mit denselben bekannt zu machen, wurde einfaches Weißbrot gereicht, dazu „alter Grünkäs'" und, wenns hoch herging, Revalsche Killos. Nach dem Abendessen präparierte man sich Toddy aus Rum, zu 1 Rbl. die Flasche, und die Füchse hatten es nicht leicht, den Geschmack, d. h. die Ansprüche an Rumgehalt, der einzelnen „älteren Herren" zu treffen. Einer von ihnen hatte immer und allemal, wenn ihm das Glas gereicht wurde, nach dem ersten Probieren gesagt: „Ganz schön, aber noch 3 Tropfen Rum dazu", — was er sogar tat, als man ihm reinen Rum gegeben, wobei nur der Zucker mit einigen Tropfen Wasser gelöst war.

Diese Fuchstees waren die einzigen Gelegenheiten, zu welchen die Füchse die Gesellschaft der älteren Leute aufsuchen mußten, in der allgemeinen Kneipe, im Knoch, wo vormittags gefrühstückt, aber kein längerer Aufenthalt genommen wurde, brauchten sie nicht zu erscheinen. Ein sehr beliebtes Kneiplokal war in den fünfziger Jahren dieser sogenannte Knoch, dessen Besitzer, ein alter langer Franzose, Mignot hieß, weshalb seine kleine dicke Frau von den Studenten Mignon genannt wurde. Eben wegen ihrer Korpulenz bekam sie noch den Zunamen „die Knöcherne", und danach hieß die Kneipe „der Knoch". — Diese Kneipe bestand Jahrzehnte lang im Professor Koehlerschen Hause (nun ist das Kreditsystem drin eingezogen), der Eingang war durch den mittleren Hof, der, damals sehr geräumig, jetzt arg verbaut ist.

Da es keine eigenen Konventsquartiere gab, wurden die Konvente in einer der größeren Burgen abgehalten und von den Füchsen den Landsleuten die Anzeige gemacht, indem sie dieselbe mit Kreide an die Türen der Quartiere schrieben, wobei sie es oft mit der Orthographie der Namen nicht ganz genau nahmen und z. B. das Huenesche, jetzt Paulmannsche Haus, an der Holzbrücke einfach mit „Hühnerei" notierten. Die Korporationszahlungen betrugen in der Estonia 38 Rbl. Oldermannszahlung, 6 Rbl. Eintrittsgeld in die Burschenkasse, das später auf 3 Rbl., dann auf 1½ Rbl. ermäßigt wurde. Der Fremden- wie der Maikommers fanden meist in Mollatz statt; dabei zahlte jeder bar 1½ Rbl., und ebenso viel wurde aus der Burschenkasse für jeden Teilnehmer zugezahlt. — Der Stiftungstag wurde zuweilen in Camby oder auch in Weslershoff gefeiert, der 12. Dezember überhaupt nur 1852 zum 50-jährigen Jubiläum der Universität, ebenso der 21-ste April auch nur damals, und zwar in Kehrimois, die Mainacht nie.

Bei diesem Stande der Zahlungen und Ausgaben (es war möglich, sich noch billiger einzurichten) wird man es nicht verwunderlich finden, daß mein

Vetter Wilhelm Baumann, genannt Peter Bautzmann, der in den 30-ger Jahren studierte und als Dorpater Bursch, wie später als Philister in Reval, sehr beliebt war, bei einem Wechsel von 100 Rbl. semesterlich sich sogar ein Reitpferd hielt und, ohne einen Heller Schulden zu hinterlassen, die Universität verließ. — Zahlungsangelegenheiten wurden damals sehr ernst genommen, und unter den Estländern waren Haupterzieher in dieser Hinsicht Carl Eduard Koch und Alexander Eggers, genannt der „alte Gori".

Der dritte Stadtteil wurde damals von den Studenten mit Vorliebe zum Wohnort gewählt, weil er unter der Aufsicht eines sehr humanen Pedellen stand, der die jungen Leute möglichst wenig belästigte. Es war damals nämlich die Kontrolle über die Studenten eine sehr strenge: 3 Bursche durften nicht miteinander ein Glas trinken, ohne vorher beim Rektor schriftlich eine namentliche Anzeige gemacht zu haben. Mehr wie 12 Mann durften nominell überhaupt nicht zusammen kommen, von denen 2 die Kaventen waren, und zwar mußten diese „ganz unbescholten" sein, d. h. nie irgend was „losgelassen" haben. Jeder Kommers mußte derartig angezeigt werden, und es kam allemal der Ober-Pedell mit einem Gehülfen herausgefahren; sie ließen sich das ihnen vorgesetzte Traktament bestens munden und fuhren wieder heim. Als der große sogenannte Völker-Kommers 1852 am 21-sten April, bei Gelegenheit des 50-jährigen Jubiläums der Universität, in Kehrimois stattfand, war es dem Rektor vorgekommen, als wenn diese Meldung von zwölf Teilnehmern irgendwie für ungenügend könnte angesehen werden und daher bat er, die Herren möchten doch noch eine Gesellschaft mit anderen Kaventen anzeigen. Das geschah denn auch in denselben Zahlen, und zwar gab man diesmal Novum als Versammlungsort an, womit der alte Herr sich für ganz befriedigt erklärte, - ein Beweis, welch ein Formenmensch er war und wie es ihm nur um die ominösen бумаги zu tun war.

Wenn im Semester in den Burgen gesellige Vereinigungen stattfanden, konnten die Studenten jederzeit gewärtig sein, von irgend einem Pedellen abgestört zu werden, der, durch größere Lichtfülle oder durch etwaige Sangesklänge angelockt, unbehindert überall eintreten konnte. Durch gute Bewirtung suchte man ihn milde zu stimmen, erreichte aber damit oft nur, daß die guten Gottesgaben ihn bewogen, bald wiederzukehren, und wenn er nun gar mit dem Schlage 11 „im Namen des Gesetzes" die Zusammenkunft für beendigt erklärte, blieb den Betreffenden wirklich nichts anderes übrig, als auseinander zu gehen oder — in ein anderes Quartier überzusiedeln.

Wie zudringlich solche Pedelle sein konnten, erfuhr der Kurländer Goldmann, zu dem eines Morgens früh solch ein Mann des Gesetzes in die Wohnung drang und, arg mit der Nase herumschnuppernd, plötzlich behauptete, es rieche nach Rum, am Abend vorher habe in diesem Quartier wohl eine unangezeigte größere Gesellschaft stattgefunden. Es half nichts, daß der so Angegriffene versicherte, er habe, allein daheim sitzend, sich zu seinem Tee

einen „Schuß Rum“ gestattet, der Pedell blieb dabei, jede Alkoholkneiperei müsse angezeigt werden. Nun da blieb denn Goldmann nichts anderes übrig, als seinen Namen auf einen Zettel zu schreiben und denselben in der Universitäts-Kanzlei einzureichen. Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Meldung antwortete er pflichtschuldigst, er gedenke am Abend seinen Tee mit Rum zu trinken und habe vom Pedellen die Anweisung erhalten, dies vorher anzuzeigen.—

Bis zum Schluß der 50-ger Jahre trugen alle Studenten ohne Ausnahme Uniformen, und jedes Dawiderhandeln wurde mit mehreren Tagen Karzer bestraft. Daher kam damals die Mode der langen Tuchmäntel, Almaviva genannt, auf, um mit denselben illegale Kleidungen zu verbergen, was aber nicht oft gelang. Auch Haar und Bart mußten „legal“ sein, jeder Schnurrbart war verpönt. Der Estländer Eduard Gloy, genannt Strohm, der stark brünett war und einen sehr üppigem Bart- und Haarwuchs hatte, vernachlässigte einmal in scharfer Examenarbeit seinen äußeren Menschen, so daß er bei einem Ausgange von einem ihm begegnenden Pedellen in sehr milder Weise mit folgenden Worten auf den Weg der Pflicht gewiesen wurde: „Herr v. Gloy! Haar is lang, Bart is schwarz, gehen sie nach Haus!“

Wenn ich erst sagte, daß der dritte Stadtteil von den Studenten als Wohnort bevorzugt wurde, so soll es nicht heißen, daß man die andern Stadtteile vollständig mied. Auch sie hatten hier und da sehr beliebte Burgen, z. B. die Kiehnasterei hinter dem Rathaus, die Müllerei am Techleferschen Berge, die Kanzel im Vietinghoffschen, jetzt Manteuffelschen Hause am Markt. Letztere Burg bestand aus einem sehr großen hohen Zimmer, dessen Eingangstür hoch oben unter der Decke war, so daß man eine Anzahl Stufen herabsteigen mußte. Der Absatz oben war mit einer Gallerie umgeben, woher der Name Kanzel herrührte, und die älteren Theologen benutzten vor ihrer ersten Predigt diesen Platz, um sich dran zu gewöhnen, von oben herab zu reden. In der Krone, im Professor Koehlerschen Hause, befand sich die medizinische Bibliothek für die Krons-Stipendiaten, von denen einer als Bibliothekar daselbst freie Wohnung hatte. — Sehr bevorzugt wurde, sowohl als gelegentliches Konvents-Lokal wie als Versammlungsort bei größeren Vereinigungen, das Quartier im Tyronschen Hause, an der Ecke der Johannis- und Breitstraße. Der Balkon daselbst wurde von den Sängern gern benutzt: vom März an saßen sie bei schönem Wetter da oben in der Sonne und schmetterten zahllose Quartette in die Straße hinunter.

Ein Vergnügen, das sich die Studenten auch in alten Zeiten gern gewährten, waren die Spritzfahrten „auf die Länder“. Damals benutzten sie dazu Fuhrwerke der nahestädtischen Bauern, ebenso zu ihren Heimfahrten in die Ferien, denn bei den wenigen Poststraßen konnten sie infolge der großen Frequenz nicht auf prompte Beförderung rechnen. Da waren es denn, wie gesagt, die nahestädtchen wohlsituierten Großbauern, die mit ihren guten Pferden ein blühendes Fuhrmannsgewerbe betrieben, das oft eigentümliche Nebenzweige

trieb, da es mit Bankiergeſchäften vereinigt wurde. In jener Zeit, wo es in Dorpat keine Banken gab, gedieh dort das Wucherweſen ſo ſehr, daß z. B. 10 % monatlich gar keine übermäßige Forderung war. Da mußte man zu andern Mitteln greifen. Oft ſchon im September erſchienen die Bauern bei ihren bekannten „Jungherren", — z. B. aus Forbushoff Jakob Suurmees (Großmann), ein ſehr beliebter Geſchäftsfreund, — und beſprachen vorläufig die Dezember-Reiſe, d. h. der Student fragte, wie viel Handgeld der Bauer gewillt ſei zu zahlen, bis man ſich auf etwa 30 Rbl. einigte, die der Student erhielt. Brauchte er mehr Geld, ſo ſchloß er wohl mehrere Vereinbarungen und konnte am Ende des Semeſters denjenigen ſeiner Kommilitonen, die, weniger geldbedürftig oder weniger praktiſch, ſich nicht rechtzeitig eine Fahrgelegenheit zur Heimreiſe beſorgt hatten, eines ſeiner Fuhrwerke abgeben. Zu dieſem Reiſehandel aber kann ich bemerken, daß bei der Rückzahlung des Handgeldes und Abzahlung des Fuhrlohnes keiner dieſer ſchlauen Dorfherren wohl je zu Schaden gekommen iſt, im Gegenteil, das Geſchäft war meiſt ein ſehr gutes. Kam ſolch ein Fuhrbauer im Laufe des Semeſters zur Stadt, ſo beſuchte er ſeine Jungherren, um zu erfahren, wann er ſeine Zahlung erhalten werde. Lag keine Möglichkeit vor, ihm die Summe gleich zu geben, ſo bat er ſich meiſt etwas Kleingeld als „Gehgeld" aus und ſchlug ſich dabei leicht 20 % jährlich zuſammen, wobei der Student immer noch im Vorteil war, angeſichts der 120 % jährlicher Wucherzinſen.

Doch nicht nur die Heimreiſen machte man in den Bauernfuhrwerken, — im Sommer waren es die ſogenannten Planwagen, im Winter mit „Rogoſhen" bekleidete Kibitken, — auch auf die Länder wurde gefahren, — nach Heiligenſee, Camby, Kuckolin auch oft geritten, einmal ſogar nach Walk, — ſonſt wurden die benachbarten kleinen Städte beſucht. — Tſchernow und Ignatius freilich, die beiden am Meer Geborenen, unternahmen es einmal, ihre Johanni-Heimreiſe nach Hapſal und Dagden von der Dorpater Holzbrücke aus zu Boot über Fellin-Pernau zu machen, doch hörte man im Herbſt, die auf der Karte ſo überſichtlich dargeſtellten Waſſerwege, zwiſchen dem Wirzjärwſee und Fellin, ſowie von Fellin zum Pernaufluß, hätten ſich in Wirklichkeit als nicht ganz befahrbar erwieſen, alſo daß die Jünglinge ihr Boot, das zum Glück ſehr klein war, manchmal hatten tragen müſſen. — Die Eſtländer Otto Hoffmann und Eduard Gloy fuhren einmal mit einem Bauer bei ſehr ſchlechten Wegen zum Februarmarkt nach Fellin. Tags darauf folgten ihnen Alexander Eggers und Peter Woldemar Krich, danach noch mehrere Landsleute, ſo daß ſie, ihrer 12 Burſche, erſt den Ball in der Bürgermuſſe mitmachten und dann in den Adelsklub zu zwei Bällen gebeten wurden; endlich gaben ſie noch ſelbſt einen Ball, der ſehr ſtark beſucht war und äußerſt gelungen verlief. — Einmal im März, bei ſchönſtem Frühlingswetter, zogen mehrere Eſtländer, unter ihnen Karl Rodde und Hermann Krauſe, hinaus nach Novum, wo damals die alte „Tante Pfahl" wirtſchaftete. Ihnen folgten Fritz Wulff, Georg

Krich u. a., bis schließlich 14 Mann beisammen waren. Nachdem sie mehrer Tage dort gehaust hatten, wurden sie der alten Frau allmählich zu viel, und da sie nicht weichen wollten, fror und hungerte sie sie systematisch aus, bis sie endlich abzogen.

Des alten Lokkus muß ich noch erwähnen, obgleich berufenere Federn es vor mir getan haben, doch ist sein Andenken zu sehr verknüpft mit jenen Zeiten, als daß ich ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Er war bekanntlich Inhaber einer Badstube, deren kleines Haus noch eben neben der großen Panowschen Badeanstalt liegt, aber sehr unscheinbar aussieht. Zur schönen Quelle hatte der Alte im Hause einen Zugang und in ihrer kalten Flut hielt er die Schnapsflaschen, die er stets eigenhändig zu etwaigem Gebrauch herausholte. Nachdem die jungen Herren gebadet hatten, erhielten sie einen Labetrank, und darauf Fleischkuchen mit Kartoffeln und Pfannkuchen mit Strickbeerenmus. Bier mochte der Alte nicht, daher sagte er den Studenten, die er alle duzte: „Trinkt Schnaps, der ist gut für den Magen; trinkt nich bitter alt' Opfenwasser". — Baargeld sah er nie von seinen Studenten; er notierte stets alles sehr genau, und es ist bereits genugsam anderswo erzählt worden, wie er es verstand, von älteren Herren, die es versäumt hatten, bei ihrem Abzug aus Dorpat ihre Rechnung bei ihm zu begleichen, sich das Seinige zuweilen wiederholt einzufordern und auch zu erhalten.

Aus diesen Berichten ist ersichtlich, daß die Studenten zwar durch eine stark kleinliche Beaufsichtigung von Seiten der Universitätsobrigkeit geniert wurden, sich davon aber nicht viel anfechten ließen, sondern sich in harmlosem Jugendmut ihres Lebens freuten. Übrigens erreichten diese Nörgeleien bald ein Ende, als im September 1854 der alte Kurator starb und dessen Nachfolger, der Geheimrat Bradke, bisher Kurator in Kiew, ein tief religiöser, evangelischer Geist und wissenschaftlich hochgebildeter Mann, alsbald ein ganz anderes Regiment aufbrachte. Vor allen Dingen veranlaßte er die (leider nur ministerielle) Bestätigung der Korporationen, schritt gleich zur Gründung einer Universitätsgemeinde und führte noch viele andere zeitgemäße Verbesserungen ein.

(Schluß in der nächsten Nummer).

❀ ❀ ❀

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Das „Zerstörungsfest" in Katharinenfeld (Kaukasus).

Von B. Briem (St. Petersburg).

Die im südlichen Kaukasus, unweit von Tiflis gelegene, deutsche Kolonie Katharinenfeld feiert alljährlich am 12. August einen großen Gedächtnistag, zu dem aus vielen andern Dörfern und Städten die Deutschen herbeiströmen, denn dieses Fest, das „Zerstörungsfest", ist Katharinenfelds größter Feiertag. Es

wurde nämlich im Jahre 1826 am 12. Auguſt die Kolonie von einer aus Kurden und Tataren beſtehenden Bande überfallen und zerſtört.*) Die Räuber verwüſteten das Dorf und ſchleppten viele Einwohner mit ſich fort in die Gefangenſchaft. Die Übriggebliebenen, die ſich noch rechtzeitig in die umliegenden Schluchten und Wälder geflüchtet hatten, kehrten nach dem Abzuge der Räuber wieder zurück und begannen die zerſtörte Arbeit von neuem. Die Entwickelung der Kolonie ging von nun an ungeſtört fort. Die Einwohner wurden wohlhabend, und nach und nach verblaßte die Erinnerung an jenes Ereignis. So konnte es auch geſchehen, daß der 12. Auguſt, der urſprünglich ein ernſter Buß- und Gedenktag ſein ſollte, zu dem größten Feſttage in Katharinenfeld wurde.

Wie gewöhnlich, ſo auch im verfloſſenen Sommer 1913, rüſteten ſich die Koloniſten ſchon lange vorher zu dieſer Feier. Sogar von auswärts, aus der Schweſtergemeinde Helenendorf, kam die Nachricht, der Geſangverein wolle zu dieſem Tage eintreffen und zugleich ein Chorwerk zur Aufführung bringen. So waren dieſes Jahr wieder viele Gäſte in der Kolonie zu erwarten. Als ich in Tiflis am Vortage des Feſtes in den Zug ſtieg, wimmelte er ſchon von Deutſchen, die aus allen Ecken des Kaukaſus hin nach Katharinenfeld wollten. Dort aber zerfloß die Schar auf ſchnelle, unmerkliche Weiſe, indem ſich ein jeder Gaſt zu ſeinen Bekannten begab. Auch ich kehrte bei meinen Verwandten ein und wurde dort mit größter Freundlichkeit empfangen.

Am nächſten Morgen, alſo am Feſttage, traf ich ſchon in der Frühe gute Bekannte aus Tiflis, mit denen ich gemeinſam einen Rundgang durch die Dorfſtraßen machte, die ſich in ſchnurgeraden Linien, von Quergaſſen durchbrochen, am Abhang entlang hinziehen. Am Fuße des Berges fließt ein Gebirgsfluß, der Muſchawer, vorbei, an deſſen Ufern ein Teil der Weingärten liegt. Denn Weinbau und Weinhandel ſind die Haupterwerbquellen der Kolonie. Es iſt ſogar ſchon eine Genoſſenſchaftskellerei „Union“ gegründet worden, die bis tief nach Rußland Weine verſendet. So iſt der Kolonie auch im Äußeren ein gewiſſer Wohlſtand und ein Vorwärtsſtreben anzumerken. Die Häuſer ſind geräumig und ſtattlich, die Kirche groß, ſchön und hell, und das Paſtorat iſt ein Prachtbau. An der Schule unterrichten gegenwärtig 8 Lehrer und die Fragen, die das Schulweſen betreffen, zählt man dort eben zu den wichtigſten und brennendſten. Außerdem beſuchen ſchon ziemlich viele Kinder die Mittelſchulen in Tiflis und einige ſtudieren bereits auf verſchiedenen Univerſitäten und techniſchen Hochſchulen. Auch die geſelligen Vereinigungen leiſten eine eifrige Arbeit, wie z. B. auf Betreiben des „Leſevereins“ gerade zu dieſem Feſte draußen im Walde die „Preziosa“, natürlich ohne Muſik, aufgeführt wurde.

*) „Geſchichte der deutſchen Kolonien in Transkaukaſien. Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Beſtehens derſelben bearbeitet von M. Friedrich Schrenk, Paſtor zu Eliſabetththal. Tiflis 1869“.

Später gingen wir in die Kirche zum Feſtgottesdienſt, dem der Chor aus Helenendorf durch Vortrag einiger Lieder eine beſondere Feierlichkeit gab. Den Nachmittag über ſpazierten wir in den näheren Gärten umher, wo unſere Gaſtgeber uns mit frühreifen Trauben bewirteten. Ein anderer Teil der Gäſte blieb oben vor dem Dorf, wo auf einer freien ebenen Stelle das Blasorcheſter zum Tanze aufſpielte. Als es dunkel geworden war, zogen alle wieder in das Dorf nach dem großen Platze hinter der Kirche, auf dem der Geſangverein aus Helenendorf das angekündete Werk, Schillers „Glocke“, komponiert von Rombach, vortragen ſollte.

Es war dort für den Chor eine Holztribüne errichtet. In einiger Entfernung um ſie herum waren die Bänke für die Hörer. Die Gäſte, die keinen Platz gefunden hatten, ſtanden in dichten Maſſen hinter den Bänken auf dem Platz umher. Wir hatten auf einem weinumrankten Balkon bei Bekannten einen bequemen Ort gefunden. Der Leiter des Chors ſprach zu Beginn einige Worte, las dann das Gedicht vor und darauf begann der Geſang. Das Publikum hörte aufmerkſam zu, und nach Schluß war der Beifall für den wirklich guten Vortrag aufrichtig und lebhaft.

Als wir von unſerem Balkon hinunter kamen, trafen wir auf dem Platze eine Gruppe Bekannter, die uns aufforderten, noch einen Gang hinaus vor das Dorf zu machen. Vorerſt hielt man aber vor dem Hauſe eines Koloniſten, der uns noch mit Wein bewirtete, und dann zogen wir nach den Klängen eines flotten Marſches durch das ſchon ſtille, dunkle Dorf. Die Katharinenfelder hatten nämlich ihre Guitarren und Mandolinen mitgenommen und ſpielten nun Stück auf Stück. Draußen vor dem Dorfe wurde lange getanzt; nachher wurden Geſellſchaftsſpiele veranſtaltet, und wir wären dort noch lange geblieben, wären nicht Tataren vorübergezogen, die in der Dunkelheit faſt die am Wege liegenden Inſtrumente überfahren hätten. Wir unterbrachen unſer Spiel und bemerkten dabei, daß es Zeit ſei zum Heimgehen. Eilig und müde kehrten wir zurück in das Dorf, wo wir uns ſofort verabſchiedeten. Am nächſten Morgen in aller Frühe ſollte eine Tagesausfahrt in den Wald gemacht werden.

Als ich am Morgen hinaus auf den Balkon kam, waren ſchon die Wagen angeſpannt und der Knecht tränkte die Pferde. Für uns Gäſte ſtand ſeit geraumer Zeit der Teetiſch gedeckt, und man mahnte zur Eile. Auf den Wagen packte man Vorräte für den ganzen Tag: Fleiſch, „Badridſchane“, „Pomidoren“, geſchlachtete Hühnchen, Reis, Kartoffeln, Früchte, Brot, Kuchen und Wein. Nachdem alles untergebracht war, bereitete der Knecht mit großer Geſchicklichkeit auf dem Wagen Sitze. Zuerſt legte er Rebenbüſchel als federnde Grundlagen, und darauf wurden dann Teppiche und Decken gebreitet. Alle ſuchten ſich ſo bequem, wie möglich, zu plazieren. Dann fuhren wir mit lautem Gepolter aus dem Hofe. Überall auf der Straße begegneten wir Wagen und draußen vor dem Dorfe kamen wir in eine lange Reihe von Gefährten, die ſich vor

uns weit oben im Bergwalle verlor, hinter uns ſich bis zum Dorfeingang hin zog, denn ohne Ende fuhren Wagen von dort heraus. Es war wie eine Völkerwanderung. Nur alte Mütterchen und Kinder, die nicht gehen konnten, blieben zurück.

Trotz der frühen Stunde war es heiß, aber auf die Stimmung ſchien das nicht zu wirken. Die ſogenannten „Ledigen" waren ſchon im beſten Zuge. Es ſind das die jungen, konfirmierten, unverheirateten Leute, die ſich in „Kompagnien" zuſammenſchließen und Sonn- und Feiertage ſtets gemeinſam verbringen. Dieſe hatten beſondere Wagen eingenommen und fuhren in wilder Fahrt an uns vorüber. Die Ziehharmonika tönte, und dazwiſchen hörte man Lachen, Singen und Rufen. Je weiter wir kamen, deſto mehr zog ſich die Reihe auseinander. Einige blieben zurück, um nicht im Staube zu ſein, andere fuhren vor, um ſchneller anzukommen und einen guten Platz zu erhalten. Darum fuhren wir, als wir uns dem Lagerplatze näherten, ganz alleine. Nur weit hinter uns ſahen wir die anderen Wagen, während die erſten ſchon in der Schlucht vor uns, unſerem Lagerplatze, verſchwunden waren. Der Weg machte eine Biegung und wir fuhren in die bewaldete, am Anfang breite Schlucht hinein. Schon von fern flimmerten durch die Blätter einzelne Feuer, und bald waren wir mitten im Lager.

Dicht an einander gedrängt lagen die einzelnen Feuerplätze. Im Hintergrund war immer der Wagen; vor demſelben ſtanden die ausgeſpannten Pferde mit den Futterſäcken. Zur Seite des Wagens brannte ſchon lichterloh das Reiſig, und nebenbei ſaßen die Männer und bereiteten den Schiſchlick, denn das iſt — heißt es — „koi Woibs'g'ſchäft, deſcht a Mannsg'ſchäft." Vorn auf dem Platze deckten die Frauen Tücher und Teppiche auf die Erde und bereiteten die Tafel. In dem Dorfe ſind alle miteinander bekannt, und wir mußten daher nach rechts und links grüßen, als wir vorſichtig durch das Labyrinth der Plätze zogen. Unſer Ankunftsort lag oben an der Schlucht. Als wir dort hinkamen, hatten die Freunde und Verwandten unſerer Wirte ſchon vieles vorbereitet. Das Feuer war niedergebrannt, und es blieb nur noch übrig, ſchnell das Fleiſch an die Schampuri, die Schiſchlickſpieße, zu ſtecken und auf die Glut zu bringen. Die Hausfrauen bereiteten auf dem Boden mit Teppichen und Tüchern die Tafel, und wir halfen Sitze mit Säcken, Brettern und Steinen herzurichten. Danach wurden die anderen gerufen, ſich zu ſetzen. Die Geſellſchaft war ſo groß, daß mit Mühe alle Platz fanden, trotzdem die Tafel faſt 40 Schritte lang war. Zuerſt gab es einen Imbiß: Schinken, Wurſt, Braten, Eier, Butter, Käſe und drgl., nachher kam in großen Schüſſeln das Schiſchlick. Dabei gingen ein paar Männer beſtändig mit Glas und Weinkrug um die Tafel herum, damit niemand verdurſte. Es wurden auch Reden gehalten. Nur konnte man leider ſtets an dem einen Ende der Tafel nicht verſtehen, was an dem anderen geſprochen wurde. Aber doch ſangen immer alle ſehr einmütig mit, wenn die Ferneren das „Hoch" anſtimmten. Dann

ſchloſſen ſich auch die Helenendörfer Sänger zuſammen und ſangen Volkslieder. So ſaß man ungefähr drei Stunden und alle waren verwundert, als ein Bote kam und rief, es ſei Zeit zur Vorſtellung.

Der Theaterplatz war ſchon einige Tage vorher eingerichtet worden. Von drei Seiten zog ſich eine Anhöhe bogenförmig um eine ebene Fläche, die heutige Szene. Auf der vierten Seite bildete den Hintergrund ein altes, halbverfallenes Gebäude. Ringsherum in den Abhang waren lange Bänke eingegraben und das Publikum ſaß überall ſchon auf der „Gallerie“ und im „Parterre.“ Es wurde die „Preziosa“ gegeben, wie geſagt, ohne Muſik. Geſpielt wurde hübſch und flott; den guten Eindruck verſtärkte noch die natürlich paſſende Szenerie. Die Zigeuner kamen mit vielen Muſikinſtrumenten, bewaffnet, mit Pferd und Wagen ſehr wahrheitsgetreu herangezogen. Oft brachen alle in lautes Lachen aus. Beſonders zuerſt konnten die jungen Leute ihr Lachen nicht zurückhalten, wenn ſie an der Stimme ihre Freunde oder Geſchwiſter erkannten, die jetzt ſo merkwürdig gekleidet waren und ſo großartig redeten. Ein paar Mal wurden vom Zigeunerchor auch einzelne Lieder geſungen. In den Zwiſchenpauſen ſpielte das Blasorcheſter. Zum Schluß belohnte das Publikum mit lautem Klatſchen die Darſteller, die ſich ſchnell noch in ihren Koſtümen von einem Liebhaber photographieren ließen.

Nun ſtrömten alle zurück zu den Feuerſtätten und dort entwickelte ſich ein reges Leben, ſo daß in kurzer Zeit wieder der Tiſch vollbeſetzt war. Es gab Hühnerbraten in gekochtem Reis, doch diesmal dauerte die Mahlzeit nicht ſo lange. Die älteren Leute ſetzten ſich bald plaudernd in Gruppen zuſammen, während wir jüngeren uns auf den Theaterplatz begaben und dort Geſellſchaftsſpiele ſpielten. Überall ſahen wir ſchon lebhafte Gruppen, die ganze Schlucht hinab. Was nicht ſaß und plauderte, das tanzte, ſpielte oder ſang, um noch die letzten Augenblicke zu genießen. Denn der Abend nahte ſich und ängſtlichere Gemüter rüſteten ſich nach und nach zum Aufbruch. Als viele ſchon fortgefahren waren, kehrten wir erſt zurück zu den unſrigen. Hier war ſchon Kaffee gekocht, und wir mußten uns ſehr beeilen, weil die Sachen noch eingepackt werden ſollten. Nachher rief ein Bekannter uns zu Hilfe. Wir ſollten noch ihm beiſpringen, ſeinen Wein auszutrinken, denn es ſei eine Schande, einen Tropfen davon nach Hauſe zu bringen. Zuletzt hatten ſchon alle den Platz verlaſſen. Nur ein Wagen wartete noch, auf dem wir dann eiligſt zum Ausgange der Schlucht hinabfuhren. Unten auf dem Tanzplatz war aber noch Leben. Der Wagen mußte alſo halten und alle, die tanzen konnten, blieben da, bis die Spielleute aufhörten zu blaſen. Dann fuhren wir endlich ab in den ſtillen Abend hinein und kamen erſt bei tiefem Dunkel im Dorf an. Doch unſere Katharinenfelder Freunde waren noch nicht müde. Auf den breiten geräumigen Balkon unſerer Gaſtwirte wurde ein Klavier geſchleppt. Es fanden ſich Spieler, und gleich darauf waren einige Paare in flottem Tanzen. Aus der Nachbarſchaft kamen Gäſte und ein rege wechſelndes Bild

geſtaltete ſich allmählich. In der Mitte des Raumes waren die Tanzenden, an den Tiſchen zur Seite ſaßen, gemütlich bei einem Glaſe Wein plaudernd, die anderen. Erſt ſpät in der Nacht ging man auseinander. Wir verabſchiedeten uns ſchon von allen, denn früh am nächſten Morgen wollten wir zurück nach Tiflis. Ich ſchied mit der Erinnerung an ein ſchönes Feſt, in dem ein Stück echt deutſchen Weſens und Lebens im fernen Kaukaſus zu charakteriſtiſchem Ausdruck gekommen war.

❀ ❀ ❀

Bücherbeſprechungen.

B. von Schrenck: Beiträge zur Statiſtik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung, 2. Bd. 670 Seiten, gr. 8. Zu beziehen durch die Buchhandlung Jonck und Poliewſky in Riga.

„Riga's natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911", ſo lautet der beſcheidene Untertitel eines monumentalen wiſſenſchaftlichen Werkes des bekannten Leiters der ſtädtiſchen Statiſtik Rigas, eines Werkes, das hundertfältig mehr bietet, als ſein Titel ahnen läßt, eines Werkes, das weit über Riga hinausgreift und eine ſolche Fülle von Stoff in ſich birgt, wie wir es bei Publikationen ſtatiſtiſcher Ämter nicht gewohnt ſind. Daß dieſes Buch, das viel mehr Ähnlichkeit mit der Arbeit eines Akademikers beſitzt, als mit der Veröffentlichung eines ſtatiſtiſchen Amtes, ſo und nicht trocken und ſchablonenhaft ausgefallen iſt, dürfte wohl daraus zu erklären ſein, daß die Rigaſche Stadtverwaltung den Direktor ihres ſtatiſtiſchen Amts durch keinerlei Programme oder ſonſtige Grenzen — offenbar auch durch kein Koſtenlimitum — beſchränkt hat; ſie ließ ihn gewähren und ſein reiches Wiſſen zu Papier bringen, — und nur ſo kann ſchließlich ein Gelehrter Gediegenes leiſten.

Das Summieren von Geburten, Sterbefällen und Ehen galt bis vor kurzem für ein Geſchäft, deſſen Reſultate nur den Statiſtiker ſelbſt intereſſieren könne. Daß in unſerem Weltteil überall, bis auf Frankreich, ein ſogenannter normaler Überſchuß der Geborenen über die Geſtorbenen verhanden war, wußte man, und allenfalls, wenn irgendwo ein Staat in einem Jahre einen beſonders hohen natürlichen Zuwachs der Bevölkerung aufwies, dachte man mit einem Seufzer an den alten Malthus, der in ſeiner Unſchuld entdeckt zu haben glaubte, die Bevölkerung der Erde habe die Tendenz, ſich weit ſtärker zu vermehren, als die Lebensmittel, die zu ihrer Ernährung nötig ſind. Manche (vornehmlich nicht im wehrpflichtigen Alter ſtehende) wünſchten gar insgeheim Europa einen Aderlaß, damit die Überlebenden es beſſer hätten. Dergleichen Anſchauungen waren haupſächlich in Deutſchland zu Hauſe, als man daſelbſt vor kurzem die Entdeckung machte, daß auch in Deutſchland ein empfindlicher Geburtenrückgang einzutreten beginne, eine Erſcheinung, die u. a. auf die Regeneration und Vermehrung der Armee nicht ohne Einfluß ſein könne. Übrigens iſt Deutſchland nicht das einzige europäiſche Land, das einen Geburtenrückgang aufweiſt. B. v. Schrenck ſagt darüber (pag. 62): „Während in 1871—75 die Geburtenziffer noch in allen europäiſchen Staaten (ausgenommen Irland und Frankreich) über 30 pr. Mille, in den meiſten über 35 pr. Mille betrug, ſind in 1908 bez. 1909 faſt in der Hälfte der Staaten die Geburtenziffern unter 30 herabgeſunken; Ziffern von mehr als 35 weiſen

nur noch 5 Staaten in Europa (Rußland, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien) auf. In Rußland betrug die Geburtenziffer 1871/75 noch 50,2, 1908 dagegen nur 44,1." Die Ostseeprovinzen (in denen allerdings auch die die Geburtenziffer sehr beeinflussende Säuglingssterblichkeit am niedrigsten ist) hatten Geburtenziffern unter 30, und zwar Livland 26,5, Kurland 27,5, Estland 28,3." In Berlin fiel die Geburtenziffer in 1880 bis 1909 von 39,9 auf 21,6, in Paris von 25,6 auf 17,7 pr. Mille Einwohner.

Es gibt Gelehrte, die sich über solche Erscheinungen durchaus nicht aufregen. Lujo Brentano und Mombert z. B., die den Geburtenrückgang beide aus einer Verabminderung des Zeugungswillens erklären, sehen darin ein Symptom zunehmenden Wohlstandes und höher entwickelter Kultur. Oldenberg und Dumont erklären ihn „aus dem den heutigen Gesellschaftszuständen entspringenden Antrieb zum Aufrücken in eine höhere gesellschaftliche Position (soziale Kapillarität)."

Der Neo-Malthusianismus, der seit etwa 1870 die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl durch Mittel, die ein „öffentliches Geheimnis" sind, predigt, gewinnt immer mehr Verbreitung; man braucht, im Gegensatz zu Malthus, sich nicht mehr freiwillige Enthaltsamkeit aufzuerlegen (eine Forderung, die s. Z. namentlich im Proletariat so viel Entrüstung hervorrief), um die Kinderzahl zu beschränken. Freilich, der Neo-Malthusianismus, der die Großstädte ergriffen, die kleineren Städte erobert und auch die Landbevölkerung zu bedrohen beginnt, hätte die Verbreitung nicht finden können, die er schon jetzt hat, wenn nicht der Boden dafür durch die Wandlung vorbereitet worden wäre, denen die Weltanschauung der Kulturvölker unterworfen worden. Oldenberg sieht eine der Hauptursachen des Geburtenrückganges „in der modernen rationalistischen Aufklärung, im Erschlaffen der Kräfte einer religiös gebundenen Anschauung des Lebens", in der „Rationalisierung", „in der Emanzipation von der Kirche und Sitte", und Prof. Julius Wolf (Breslau) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Rationalisierung vor allem von der Sozialdemokratie, wie auch durch die Demokratisierung der Gesellschaft überhaupt genährt werde. Er führt dabei den interessanten Nachweis (für Deutschland), daß in den Landesteilen mit stärkster sozialdemokratischer Besetzung die Geburtenziffern am niedrigsten sind, dagegen bei kleinster sozialdemokratischer Wählerschaft und in den Gebieten mit viel Zentrumsstimmen meist am höchsten. In der Tat scheinen die Bekenner der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Lehre am meisten Widerstand gegen „die moderne, nachkommenfeindliche Richtung zu bekunden". Nach der Wolf'schen Gruppierung der Völker weisen diese nachstehende Stufenfolge in der Geburtenziffer auf:

1. Völker griechisch-orthodoxen Bekenntnisses: Rußland 44,8, Rumänien 40,8, Bulgarien 40,7, Serbien 39,7;

2. Völker katholischen Bekenntnisses mit anerkannter Kirchlichkeit der Masse: Österreich 34,5, Ungarn 36,4, Italien 34,3, Spanien 33,9.

3. Völker rein protestantischen Bekenntnisses: England 25,1, Schottland 26,2, Norwegen 26,7, Schweden 25,4, Dänemark 28,2;

4. Volk der ausgesprochenen Unkirchlichkeit: Frankreich 20,6.

Freilich verkennt keineswegs Wolf die Wirksamkeit auch noch anderer Momente, als die des Bekenntnisses.

Mittel zur Bekämpfung des Geburtenrückganges sind viel vorgeschlagen worden, wie z. B. von Bornträger. Eine gewisse Richtung aber unter den Forschern gibt den Glauben an die Wirksamkeit derartiger Mittel überhaupt

auf und will den Geburtenrückgang durch eine fortschreitende Senkung der Sterbeziffer paralysieren.

Tatsächlich ist die Sterblichkeit in Europa seit 1870/80 von 29,6 auf 24,8 in 1896/1900 zurückgegangen. Ausgenommen Frankreich und Irland, ist der Rückgang der Sterblichkeit oft noch bedeutender gewesen als der Geburtenrückgang. In Rußland ist die Sterbeziffer in 1871/75 zu 1906/08 von 36,3 auf etwa 28 zurückgegangen; in Deutschland von 28,2 auf 18,1.

In 1906/08 wies unter allen europäischen Staaten Rußland die höchste (28), Norwegen die niedrigste Sterblichkeitsziffer auf. Übrigens „eine hohe Geburtlichkeit steigert die Säuglingssterblichkeit und erhöht unverhältnismäßig ihren Anteil an der allgemeinen Sterbeziffer; je höher aber die Säuglingssterblichkeit ist, desto rascher wird hinwiederum die Geburtenfolge" — sagt B. von Schrenck.

Die große Mehrung des Wohlstandes, die Fortschritte der Medizin, mehr noch die Sozialisierung der Medizin, die Sozialhygiene, die Fruktifizierung der wissenschaftlichen Erkenntnis für die Masse, eine systematische Säuglingsfürsorge und Bekämpfung der Infektionskrankheiten u. a. — sind die Momente, welche auf den Rückgang der Sterblichkeit und die Verlängerung der Lebensdauer eingewirkt haben. Daß durch alle Fortschritte dieser Art eine große Anzahl schwächlicher Individuen am Leben erhalten, die natürliche Auslese gehemmt wird, verkennt der Verfasser des Buches nicht; er hofft aber für die Zukunft viel von prophylaktischen Maßnahmen, Jugendfürsorge, Kampf gegen den Alkohol, der u. a. namentlich schon das Kind im Mutterleibe gefährde (Forel), Aushütung vor Geschlechtskrankheiten. Trotz alledem neigt er zu der Ansicht von Mayers, daß beim Herabgehen der Sterblichkeit auch eine „günstige natürliche Konjunktur mitgewirkt hat, die offenbar in den letzten Jahrzehnten hinsichtlich des Auftretens infektiöser und epidemischer Krankheiten in Europa weithin geherrscht hat", daß aber der wechselnde „genius epidemicus" der Seuchen vielleicht wieder eine ungünstige Konjunktur bringen könnte.

Diese Proben aus den einleitenden Kapiteln des — für den Fachmann nicht allein — spannend geschriebenen Werkes mögen dazu dienen, es dem Statistiker und Nationalökonomen, dem Sozialpolitiker wie dem Mediziner, ja auch dem Anthropologen und Philosophen zu empfehlen; sie brauchen alle sich durch den Titel, der ein Lokalkolorit eigentlich nur heuchelt, nicht abschrecken zu lassen. Was sich auf Riga bezieht, verschwindet so ziemlich in der Masse des sonst Gebotenen.

Von speziellem Interesse sind die Untersuchungen B. v. Schrencks, soweit sie sich auf die Bevölkerungsbewegung innerhalb der konfessionellen Gruppen der nach Rasse und Bekenntnis so buntscheckigen Einwohnerschaft der baltischen Metropole beziehen. Daß letztere nicht nur durch Zuzug vom flachen Lande Livlands und Kurlands, sondern sehr wesentlich durch Zuwanderung von Litauern und auch Polen wächst, die beide die römisch-katholische Bevölkerung rapid anwachsen lassen, ist eine beachtenswerte Erscheinung. Ebenso, daß die Geburten und Eheziffern der katholischen Bevölkerung, danach diejenigen der Griechisch-Orthodoxen die höchste Steigerung aufweisen, während die Protestanten infolge „Nationalisierens" oder, offen heraus gesagt, durch künstliche Konzeptionsverhinderung und Verbrechen gegen das keimende Leben den zweifelhaften Vorzug sinkender Vermehrung kundtun. Die Geburtenzahl bei den Protestanten Rigas ist von ihrem Maximum im Jahre 1900 — 5581 auf 3692 im Jahre 1911 gesunken; diejenige der Katholiken seit 1881 zu 1911 von 307 auf 3187 gestiegen.

Wer sich näher für die traurigen Ursachen des Geburtenrückganges interessiert, den verweisen wir auf den ins Schrenck'sche Buch eingeschalteten Aufsatz des Dr. W. Ruth auf Seite 404: „Das Wochenbettfieber und Geburten und Aborten."

Riga besitzt seit 1909 eine obligatorische ärztliche Totenschau, was eine recht gute Statistik der Todesursachen ermöglicht. Den Sterbefällen sind ca. 150 Seiten des Buches gewidmet, wovon auf die Untersuchungen über die Infektionskrankheiten 75 entfallen. Von diesen wird die Tuberkulose in einem 40seitigen Abschnitt in überaus übersichtlicher Weise traktiert. Dieser die Tuberkulose behandelnde Abschnitt ist im Grunde ein Werkchen für sich, das in mustergültiger Weise den Leser über den heutigen Stand der Tuberkulosebekämpfung orientiert.

Die Großstadt Riga mit ihren ca. 500.000 Einwohnern und über 1000 jährlichen Sterbefällen an Tuberkulose (von ca. 8000 Todesfällen überhaupt) steht in Bezug auf diesen „Würgengel der Menschheit" nicht besonders günstig da; zwar ist seine Sterblichkeit an Tuberkulose eine weit geringere, als diejenige St. Petersburgs und Moskaus, aber es fällt, mit 44 Großstädten Deutschlands verglichen, auf eine Stufe mit denjenigen unter ihnen, die die höchste Tuberkulosesterblichkeit besitzen. Dennoch hat das reiche Riga sich erst in allerletzter Zeit entschlossen, etwas gegen die Tuberkulose zu unternehmen. Als schon vor 30 Jahren der Kampf gegen diese Volkskrankheit aufgenommen werden sollte, fanden Leute, die zu diesem Kampfe aufforderten, kein Gehör und begegneten nicht nur Interesselosigkeit, sondern sogar Widerstand; so z. B. lief bei der Stadtverwaltung ein Protest der Villenbesitzer in Oger ein, einem Ort, dessen Umgebung sich dank seinen Tannenwäldern und seinem durchlässigem Boden ganz besonders zur Gründung einer Heilstätte eignete, welcher Protest sogar von Rigaschen Ärzten, die dort Villen besaßen, mitunterzeichnet war und seine Wirkung nicht verfehlt hat. Der im Jahre 1902 begründete Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose hat lange aus Mangel an Mitteln nichts tun können. Mittlerweile sind Tausende an Tuberkulose erkrankt und gestorben, die hätten gestützt werden können, wenn eine Anstalt da gewesen wäre, — wenigstens zur Isolierung gefahrbringender Patienten. Erst seit 1909, nach Gründung der „allrussischen Liga zum Kampfe mit der Tuberkulose", ist die Rigaer Gesellschaft in dieser Beziehung erwacht. Der Livländische Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose begründete eine Fürsorgestelle; auch hat er aus den Erträgen der Rigaer Blumentage ein Sommerheim in Hinzenberg, eine provisorische Lungenheilstätte in Stockmannshof und aus den Mitteln einer Stiftung des Rigaer Fabrikantenvereins eine Walderholungsstätte bei der Stadt eröffnet, und will demnächst eine große ständige Anstalt in Stockmannshof erbauen. Ein hervorragendes Verdienst in dieser Beziehung hat sich Herr Henry Armitstead (der Schwiegersohn des am 17. November 1912 verstorbenen unvergeßlichen Stadthaupts George Armitstead) erworben. Das verstorbene Stadtoberhaupt stiftete zugleich mit seiner Mutter und seinem Bruder ein ansehnliches Kapital zur Begründung eines städtischen Sanatoriums für an Knochentuberkulose leidende Kinder; dieses soll 1914 erbaut werden. Anläßlich des Jubiläums des russischen Herrscherhauses hat die Stadtverwaltung schon vor Jahren beschlossen, ein städtisches Sanatorium (zwischen Uexküll und Oger) zu begründen, es ist indessen noch nicht abzusehen, wann mit dem Bau begonnen werden wird. Man sieht, in Riga regt es sich endlich und es ist allerhand zur Bekämpfung der Tuberkulose geschehen, — wenn auch recht spät; und es

war die höchste Zeit, daß etwas geschehe, denn Riga's Wohnungsverhältnisse haben sich gelegentlich der letzten Volkszählung (5. Dezember 1913) vielfach als recht fürchterliche, die Tuberkuloseverbreitung arg begünstigende erwiesen (die Tuberkulose wird ja von Hygienikern schlechtweg als eine Wohnungskrankheit bezeichnet), und dazu kommt, daß in Riga, infolge intensiver Bautätigkeit, die ehemals relativ großen Gartenflächen, die eigentlich nur noch in der Mitauer Vorstadt anzutreffen sind, bald zu einem für die Behinderung der Tuberkuloseverbreitung belanglosen Minimum herabgesunken sein werden.

Den letzten Teil des vorliegenden Werkes bildet eigentlich ein Werk für sich: eine Monographie über die Säuglingssterblichkeit, die allein ca. 250 Seiten in Anspruch nimmt. Diesem Abschnitt seines Buches hat der Verfasser entschieden das meiste Interesse und am meisten Mühe gewidmet; er ist mit viel Liebe geschrieben. Wenn in Rußland jedes 4. Kind vor Vollendung des ersten Lebensjahres stirbt, in Norwegen dagegen nur das 14. Kind, so verlohnt es sich wohl der Mühe, den Ursachen derartiger Erscheinungen nachzugehen. B. von Schrenck, der den Stoff souverän beherrscht, hat hierin ein Wissen dokumentiert, das den Mediziner überraschen, den Statistiker einfach verblüffen wird. Wir müssen es uns versagen, auf die minutiösen Untersuchungen des Verfassers über Säuglingssterblichkeit, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Herabdrückung näher einzugeben. Wir behalten uns indessen vor, ein Referat über diesen wertvollen und sicherlich wichtigsten Teil des Schrenck'chen Werkes, der übrigens auch als Sonderabdruck erschienen ist (Preis 1 Rbl.), in einem der nächsten Hefte dieser Monatsschrift zu bringen. Einstweilen empfehlen wir das Studium jenes Abschnittes jedem Arzt, der mit Müttern zu tun hat. Die meisten Leser des Buches werden, beiläufig bemerkt, überrascht sein daraus zu erfahren, wie viel in Riga auf dem Gebiete der Mutterberatung und der Säuglingsfürsorge schon geschehen ist, wovon die letzten 25 Seiten des erwähnten Buchabschnittes handeln. Und das meiste dessen, was auf diesen Gebieten in Riga geschehen ist und geschieht, das verdankt man dort der Umsicht und Energie einer kleinen Anzahl von Ärzten, unter denen der Ordinator am ersten Stadtkrankenhause Dr. med. Al. Keilmann und der Kinderarzt Dr. med. A. Berkholz die Bahnbrecher gewesen sind.

In der Tat ist auch für Riga, wo „noch fast ein Fünftel der Neugeborenen im ersten Lebensjahre wegstirbt und ein Viertel (vor kurzem noch fast ein Drittel) aller Gestorbenen auf die Säuglinge entfällt", die Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit von aktuellster Bedeutung. Nicht minder ist es eine Frage, die das ganze russische Reich mit seiner bekanntlich sehr hohen Säuglingsterblichkeit (25,6 auf 100 Lebendgeborene) interessieren sollte und tatsächlich mehr und mehr zu interessieren beginnt. Besonders dankenswert ist es, daß B. von Schrenck, neben der sehr umfangreichen deutschen Literatur, auch die russische Forschung zu dieser Frage berücksichtigt und ihre Resultate dem deutschen Leser vermittelt hat.

Mutterschutz und Säuglingsfürsorge sind Gebiete, die dem Schaffensfreudigen ein weites, hoffnungsreiches Feld der Betätigung eröffnen. Man denke nur: was kann hier nicht alles von den zahlreichen müßigen Jungfrauen und kinderlosen Witwen eines jeden Landes geleistet werden! Mit Recht sagt B. von Schrenck: . . . . „die (jenen Gebieten) geltende Reformbewegung ist es, die über das zunächst so düstere Kapitel der Säuglingssterblichkeit den Lichtstrahl der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausgießt, die man mit den Kräften neuer Erkenntnis und tätiger Menschenliebe heraufzu-

führen bemüht ist. Es hat zu tagen begonnen, und den Blicken erschließt sich — — — — ein Arbeitsfeld, auf dem die reichsten und schönsten Früchte für wahres Menschenwohl geerntet werden können."

Durch diese und sehr viele andre gute Worte verrät B. v. Schrenck, was er eigentlich ist: er ist nicht nur Statistiker, sondern auch ein Mensch, ein warmer Menschenfreund und dieses, die persönliche Note, die neben aller Objektivität, die seine stets mehrseitigen Untersuchungen und Forschungen auszeichnet, ist es, was den Leser seines dickleibigen Buches so angenehm berührt. Vergleicht man dieses Buch mit den vielen, meist so wortkargen Veröffentlichungen amtlicher statistischer Bureaus, und muß man zugleich erfahren, daß der Verfasser neuerlich sein Amt als Leiter der Rigaer kommunalen Statistik niedergelegt hat, so kann man diesen seinen Entschluß nur lebhaft bedauern.

Riga. N. Carlberg.

❀ ❀ ❀

Nachdruck verboten.

Gottbegnadet?

Roman von Benvenuto Sartorius (Jena).

(Fortsetzung.)

Einige Zeit, nachdem das obige Gespräch zwischen dem Freunde und mir stattgefunden, verließ ich Wien, um mich dauernd in Berlin niederzulassen, wo das Zusammenströmen der Vertreter aller modernen Richtungen der Journalistik einen regen persönlichen Verkehr und unmittelbaren Gedankenaustausch ermöglicht, was für einen jungen Schriftsteller von unschätzbarem Wert ist.

Ich hatte gefürchtet, mich als Wiener schwer in Norddeutschland einleben zu können, doch fühlte ich mich bald heimisch in der deutschen Metropole. Den kritischen Freund und die obligate Nachmittagszigarre in seinem behaglichen Junggesellenheim vermißte ich allerdings schmerzlich. War mir doch das Streiten mit ihm — denn anders konnte man unseren Meinungsaustausch nicht wohl nennen — zur lieben Gewohnheit geworden. Ein reger brieflicher Verkehr ersetzte mir nur schwach diese anregenden Stunden.

Monate waren seit meiner Übersiedlung vergangen, als ich eines Tages eine Sendung von ihm erhielt, die mir lebhaft jenes Gespräch mit all seinen Details ins Gedächtnis zurückrief, welches das Bild der jungen Sängerin heraufbeschworen, das Bild mit den zukunftsfrohen Augen und den resignierten Worten der Unterschrift.

Es waren nur wenige Zeilen, die der beiliegende Zettel enthielt: „Ich sende Dir hiermit einige Tagebuchaufzeichnungen, die für Dich, vermute ich, nicht ohne Interesse sein dürften. Wie ich zu denselben gekommen, wird Dir mein nächster Brief berichten. Nur soviel: sie stehen zu Deiner freien Verfügung. Vielleicht findest Du darin das Material zu dem Roman, den Du einst so sehr bedauertest, nicht schreiben zu können — —."

Es war das Tagebuch von Gisela Verany, welches ich in meinen Händen hielt.

* * *

Wien, den 25. September 1883.

Alles ist vorbei, und ich stehe allein in der Welt! Ich bin frei, unabhängig, wie ich erstrebt, aber auch freudlos — heimatlos! — auf mich selbst,

auf meine eigene Kraft angewieſen. Schließe ich die Augen, ſo iſt mir, als lägen Jahre zwiſchen den letzten Ereigniſſen im Elternhaus und dem heutigen Tag, Jahre voll aufreibender Kämpfe, ſchmerzlicher Erfahrungen. Ich habe mit der Vergangenheit nichts mehr zu ſchaffen, ſo wenig wie die Sängerin Vera Selagy gemeinſames hat mit Giſela Verany — dieſe iſt tot für die Ihren und für Welt, jene aber wird, ſo mein Stern mich nicht trügt, leben, lange noch, wenn der Name Verany längſt verklungen iſt.

Dieſe letzten Monate, könnte ich ſie auslöſchen aus meinem Gedächtnis! Mamas Tod — ich konnte es nicht faſſen! Ich war ſo daran gewöhnt, Mama kränkeln zu ſehen — Zdenkas Heirat mit all den damit verbundenen Gemütsbewegungen hatte ſie ſehr angegriffen. Sie konnte die Lücke nicht verſchmerzen, die Zdenkas Scheiden aus dem Elternhaus in den Familienkreis geriſſen. Die Sorge um mich, die entartete Tochter, laſtete ſchwer auf ihrer Seele, um ſo ſchwerer, da ſie ſie allein trug, ſich ſcheute, mit Papa darüber zu ſprechen. Ihre Nervenzufälle mehrten ſich in erſchreckender Weiſe, und trotzdem ſorgte ich mich nicht um ſie, der Gedanke an meine Zukunft erfüllte mich ſo ganz, daß ich nichts ſah — ſelbſt daran gewöhnte ich mich, Mama häufig von Todesahnungen reden zu hören — daß ſie ſich ſo bald, ſo plötzlich erfüllen ſollten!

Und dann kamen dieſe entſetzlichen Wochen nach Mamas Tod, wo das ganze Hausweſen auf meinen Schultern ruhte, eine unerträgliche Laſt für mich, die ich mich bisher nie um dieſe alltäglichen Dinge gekümmert hatte. Endlich nach Ablauf der erſten ſchweren Monate die Ausſprache mit Papa, der furchtbarſte Augenblick des Lebens, da ich mit bebenden Knieen, die Hände feſt auf das zum Zerſpringen klopfende Herz gepreßt, die Entſcheidung heraufbeſchwor und durch meine Worte einen Sturm entfeſſelte, der mich niederzuſchmettern drohte. Aber ich blieb feſt bei meinem Willen, trotz Papas Toben. Er hat mich von ſich geſtoßen, mir das Elternhaus zu betreten verboten, den Namen genommen, aber das mütterliche Erbteil konnte er mir nicht nehmen und dies wird mir über die erſte Zeit, da ich noch ohne Engagement zu leben gezwungen bin, hinweghelfen. 3000 Gulden! Die Summe dünkt mir rieſengroß! Wer weiß, mit was für Summen ich nach kurzer Zeit gewöhnt ſein werde zu rechnen und wie naiv mir meine jetzige Anſchauung von Geld und Geldeswert vorkommen wird!

Den 10. Oktober.

Seltſam, wie ſchwer es dem Menſchen wird, ſich in neuen Lebensverhältniſſen zurechtzufinden! In unſeren Kreiſen ſind wir von Kindheit an ſo zur Unſelbſtändigkeit, zur Abhängigkeit von andern erzogen, daß es mich große Überwindung koſtet und ich meinen ganzen Mut zuſammennehmen muß, um die erſten ſelbſtändigen Schritte zu tun. Sgr. Luigini hat mir eine Familienpenſion empfohlen, die von einer ihm verwandten Dame gehalten wird, ſo daß ich wenigſtens nicht ratlos war, wo ich, die Ausgeſtoßene, die erſte Unterkunft fände. Es wohnen hier mehrere Schauſpieler und die Dame des Hauſes hat durch die ſtete Berührung mit Künſtlerkreiſen auch etwas Theaterallüren angenommen. Ich ſchäme mich, einzugeſtehen, daß es mich manchmal etwas ſonderbar berührt, und werde mir Mühe geben, dieſer anerzogenen Schwäche Herr zu werden.

Den 20. Oktober.

Ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß es auf dem Gebiet des dramatiſchen Geſanges eine ſo große Konkurrenz gibt. Es könnte einem faſt bange werden, wenn man dies Sichdrängen- und um eine Stellemühen ſieht!

Ich war heute in einer Agentur, um mich für eine Vakanz vormerken zu laſſen, nachdem ich vorher beim Direktor der Oper meinen Empfehlungsbrief von Sgr. Luigini abgegeben, den mir derſelbe zu meiner Beſtürzung achſelzuckend zurückgab mit der Bemerkung, er kenne den Herrn nicht. Ich begreife das nicht! Sgr. Luigini verſicherte mir, daß er in den maßgebenden Künſtlerkreiſen der Reſidenz bekannt ſei und ein paar Worte von ihm genügten, mir die Wege zu bahnen. Der Direktor bedeutete mir, daß jedes Engagement durch Agenten vermittelt werde, und entließ mich, ohne auch nur meine Stimme zu prüfen! Auch bei dem Agenten, deſſen Adreſſe ich in der Theaterkanzlei erfuhr, machte mein Empfehlungsſchreiben wenig Eindruck. Er ließ mich eine Arie vorſingen und war voller Anerkennung für meine Stimme, erſuchte mich aber trotzdem, ihm irgend einen bekannten Muſiker zu nennen, auf deſſen Empfehlung er ſich bei etwaiger Stellenvermittelung berufen könne. Ich war anfangs ganz ratlos, dann fiel mir zum Glück Arlet ein, der früher in Papas Regiment Leutnant war und viel mit mir muſizierte, dann den Dienſt quittierte und ſich in Wien als Muſikſchriftſteller niederließ. Die Nennung ſeines Namens machte einen günſtigen Eindruck. Der Agent entließ mich mit der Verſicherung, ſein möglichſtes zu tun, mir ein Engagement zu vermitteln, nur müſſe ich meine Anſprüche ſehr herabſtimmen und mich für den Anfang mit einer geringen Gage begnügen. Die Hauptſache ſei, in die Karriere hineinzukommen. Hat ſich der Künſtler erſt einen Namen gemacht, ſo kann er beliebige Bedingungen ſtellen. Der Mann ſprach ſehr verſtändig und ich mußte ihm in allen Dingen recht geben. Ich verſicherte ihm, daß ich bereit ſei, jedes Engagement anzunehmen, auch in der Provinz, denn hier in der Reſidenz iſt die Konkurrenz ſo ſtark, daß Anfänger, ſelbſt wenn ſie hervorragende Talente ſind, keine Ausſicht haben anzukommen.

Den 23. Oktober.

Heute iſt Arlet bei mir geweſen. Wie das Wiederſehen mich aufgeregt hat! Der Klang meines Namens im Munde des alten Hausfreundes, dem ich jetzt unter ſo ganz anderen Verhältniſſen gegenüberſtand . . ., es weckte etwas wie Heimweh in meiner Seele, ich mußte mich zuſammennehmen, um mich von dieſer weichen Regung nicht übermannen zu laſſen.

Arlet war der Einzige, der mir von Anfang an Verſtändnis und warmes Intereſſe entgegengebracht hat, er ſchlug auch heute den herzlichen Ton alter Freundſchaft an. Wie das wohltut in der Fremde! Ein Auge auf uns gerichtet zu ſehen, das Anteil an unſerem Geſchick nimmt — und doch! mir war zu Mute wie der Nachtwandlerin . . . ſie geht unentwegt ihre einſame Bahn, ohne zu ſtraucheln, ihrem geträumten Ziele entgegen, aber man darf ſie nicht beim Namen rufen, ſonſt iſt ſie verloren, dann erſt ſieht ſie die Gefahren, die ihren Weg umgeben, das Ziel entſchwindet ihren Blicken —, der Klang ihres Namens macht ſie ſchwindeln. — —

Den 1. November.

Das erſte Engagement! wie mir das Herz klopft! Endlich ein Schritt dem Ziel entgegen, das meinen Blicken immer weiter entrückt ſchien, je mehr ich alle Kräfte anſtrengte, es zu erreichen. Wie anders hatte ich es mir geträumt, hatte gewähnt, ich brauche nur zu wollen und die großen Bühnen ſtünden mir offen — jetzt bin ich froh über eine beſcheidene Stelle an einem größeren Provinzialtheater, eine Gage, die kaum ausreicht, die Bedürfniſſe des täglichen Lebens zu decken, und Bedingungen, die mich ganz abhängig machen vom Wohlwollen, reſp. von der Willkür des Direktors! Ich bin ſolch ein

Neuling in Theatersachen, daß ich meine Bestürzung ob der niedrigen Bedingungen nicht zu verhehlen vermochte. Der Agent belehrte mich mit überlegenem Achselzucken, daß dieselben für Anfänger sehr annehmbare seien, daß Hunderte von bedeutenden Talenten sich nicht bedächten, als Volontäre einzutreten, d. h. ohne jegliches Honorar, um nur die Möglichkeit zu haben, aufzutreten, sich bei dem Publikum bekannt zu machen. — Das Repertoire entspricht auch nicht meinen Wünschen. Die heroische Oper, mein eigentliches Feld, ist der enormen Ausstattungskosten wegen ganz gestrichen, man beschränkt sich auf die leichte Spieloper und Operette. Von letzterer habe ich leider nicht eine einzige studiert, doch denke ich mich in einigen Proben einzuspielen. So habe ich denn trotz alledem zugesagt und reise sobald als möglich, da ich Ende nächster Woche bereits als „Martha" auftreten soll. Etwas aufgehalten werde ich noch durch die Anfertigung der Kostüme. Ich habe bisher an diese Notwendigkeit nicht gedacht und mir graut vor der enormen Ausgabe. Zum Glück ist meine Wirtin in diesen Dingen bewandert; sie hat mir eine Theaterschneiderin empfohlen, die mir alles schnell und verhältnismäßig billig liefern wird; trotzdem denke ich mit etwas Herzklopfen an die Rechnung.

Den 5. November.

Arlet ist sehr unzufrieden mit dem Schritt, den ich getan. Er gab all den Bedenken Ausdruck, die im geheimen auf meiner Seele lasten — doch statt mich dadurch völlig zu entmutigen, rief seine Ängstlichkeit meine ganze Energie wach. Ich erklärte ihm, daß ich nicht länger warten könne noch wolle und, um überhaupt in die Karriere zu kommen, zugreifen müsse, was immer sich biete. Da er sah, daß nichts mehr zu ändern sei, verstummte er, doch der besorgte Ausdruck in seinen auf mich gerichteten Augen wich nicht. Und seltsam, ich fühlte mich dadurch nicht beklommen, ein wohltuendes Gefühl innerer Wärme, vom Herzen ausgehend, durchströmte mich, der beglückende Gedanke: „Du stehst doch nicht ganz allein. Hier ist ein Mensch, der Anteil an deinem Wohl und Wehe nimmt, dem du nicht gleichgültig bist." Ich glaube, ich habe ihn die in mir überquellende innige Dankbarkeit merken lassen und bedaure es nicht.

Als er ging, wünschte er mir mit bewegter Stimme, daß das launische Geschick mich vor Enttäuschungen bewahren und mir meinen zukunftsfrohen Mut erhalten möge. Der gute Mensch! —

Den 8. November.

Ich schäme mich, schäme mich meiner Unerfahrenheit, meiner Vertrauensseligkeit. Die guten Wünsche, mit denen Arlet meine Abreise geleitet, sind nicht in Erfüllung gegangen — — oder sollten seine bangen Befürchtungen unheilbringend für mich gewesen sein? Ich fange an abergläubisch zu werden, ich zittere vor jedem ängstlichen Gedanken, weise ihn von mir, als ob ich sonst in seine Macht gegeben, die Verwirklichung nicht abwenden könne . . . .

Ich kam gestern abend hier an und quartierte mich im ersten Gasthof der Stadt ein; eine große Fabrikstadt, wohlhabende Bevölkerung, wie es scheint. Um mich etwas über die Theaterverhältnisse zu orientieren, löste ich mir ein Billet, man gab die „Fledermaus". Es befremdete mich, die auf meinem Repertoire stehende Rolle durch einen andern Gast besetzt zu sehen. Die Partie ward in einer Art gesungen, die mich anwiderte; ein Kokettieren mit dem Publikum, Markieren der zweideutigen Pointen — — Die übrigen Mitspielenden stimmten in der Auffassung der Rollen überein, die Toilette der Damen zeigte ein geradezu schamloses Décolleté — das Publikum war äußerst animiert und lohnte jede Zweideutigkeit mit frenetischem Beifall.

Mich hatte die Vorstellung dermaßen verstimmt, daß ich vor Empörung lange Zeit keinen Schlaf fand. Ich ärgerte mich überhaupt ins Theater gegangen zu sein, fühlte mich dadurch deprimiert, voreingenommen, als ich ging mich dem Direktor vorzustellen. Derselbe empfing mich in einer Art und Weise, die mir die Röte des Unwillens ins Gesicht trieb. Ein musternder Blick, der meiner ganzen Persönlichkeit galt — dann in sehr kühlem, geschäftsmäßigem Ton: „Sie sind etwas verspätet eingetroffen, Fräulein. Eine andere Aspirantin auf Ihr Fach ist Ihnen zuvorgekommen und bereits in mehreren Rollen aufgetreten. Das Publikum hat sie sehr warm aufgenommen."

Ich fühlte, wie die Empörung über diese Behandlungsweise mir den Atem benahm. Mich zur Ruhe zwingend, sagte ich eben so kühl: „Mein Agent hat mir nichts darüber gesagt, daß es sich um eine Konkurrenzbewerbung handle, ich würde sonst nicht verfehlt haben, meine Maßregeln danach zu treffen!"

Er lächelte malitiös. „Sie scheinen allerdings noch sehr unerfahren, mein liebes Fräulein. Es ist Usus, eine Stelle stets auf diese Weise zu besetzen. Man läßt möglichst viel Bewerber, resp. Bewerberinnen für ein Fach kommen; wer es am besten versteht mit dem Publikum Fühlung zu gewinnen, erhält den Vorzug — —" Dann nach einer Pause, in der ich meiner Bestürzung Herr zu werden suchte: „Sie waren gestern im Theater?"

Ich bejahte stumm.

„Nun, so haben Sie ja selbst Gelegenheit gehabt, sich von der Tüchtigkeit Ihrer Kollegin zu überzeugen. Sie reißt das Publikum hin — ich weiß nicht, ob ich Ihnen raten soll, überhaupt zu konkurrieren."

Ich hatte meine Fassung wiedergefunden.

„Mir war ihre Auffassung der Rolle neu. In der Residenz wäre sie einfach unmöglich."

Der malitiöse Ausdruck seines Gesichts verschärfte sich.

„Sie können ja zeigen, ob Sie die Rolle richtiger erfaßt haben. Für übermorgen ist eine Wiederholung der ‚Fledermaus' angesetzt."

Ich erblaßte unwillkürlich. „Das ist nicht möglich," versetzte ich mit mühsamer Fassung, „ich schrieb Ihnen, daß ich Operetten bisher nicht studiert habe und erhielt die Zusicherung, man werde mir Zeit lassen, mich einzuarbeiten und mich zunächst in der Oper beschäftigen. Für den von Ihnen genannten Termin war „Martha" in Aussicht genommen und ich werde, der Abmachung gemäß, in dieser Oper debütieren."

„Wissen Sie das so genau, mein Fräulein?" fiel er hämisch ein. „Hier hat niemand eine Meinung aufzustellen, außer mir. Es wäre gut, wenn Sie sich bei Zeiten an diese Tatsache gewöhnten, um später unliebsame Erörterungen zu vermeiden. Mir beliebt es für übermorgen die ‚Fledermaus' anzusetzen und ich frage Sie noch einmal: werden Sie singen oder nicht?!"

„Sie müssen selbst wissen, daß Sie eine Unmöglichkeit von mir verlangen," sagte ich mit halberstickter Stimme.

„Dann bedaure ich," versetzte er, sich von seinem Sitz erhebend und so den Schluß der Unterhandlung andeutend, „allein Widersetzlichkeit gegen die Bestimmungen des Direktors ist Kontraktbruch. Sie haben sich selbst damit der Ansprüche auf Ersatz der Reisekosten für verlustig erklärt. Kontraktbruch löst jede Verbindlichkeit."

Ich war zu stolz, um auf meinem Rechte zu bestehen, wonach mir ein einmaliges Auftreten gewährt werden mußte, und entfernte mich mit stummem,

ſeinerſeits kaum beachtetem Gruß. Wie ich in der namenloſen Aufregung, in der ich mich befand, den Weg ins Gaſthaus zurückgefunden, weiß ich nicht. Genug, ich ſitze jetzt hier in demſelben Raum, wo ich geſtern ſo voll freudiger Erwartungen eingezogen, und harre des nächſten in die Reſidenz abgehenden Zuges.

Wie werde ich Arlet gegenübertreten — —

Wien, den 15. November.

Der gefürchtete Moment iſt glücklich vorübergegangen. Ich habe meine Faſſung bewahrt, ob mir gleich die Tränen aufzuſteigen drohten, als der Freund mit ſo warmer Teilnahme im Blick begrüßend meine Hand in der ſeinen hielt und doch mit feinem Taktgefühl alles vermied, was mich an das ſo ſchmählich geendete Unternehmen erinnern konnte. Ich war ihm namenlos dankbar für dies Zartgefühl. Nach den niederdrückenden Erfahrungen, die ich eben gemacht, tat es mir doppelt wohl, als Dame behandelt zu werden.

Arlet hat mir das Verſprechen abgenommen, nichts wieder zu unternehmen, ohne vorher ſeinen Rat einzuholen, und ich habe es ihm gegeben. Möchte ich nicht auf eine zu harte Probe geſtellt werden! Die Rechnung für die beſtellten Koſtüme und die Reiſekoſten machen eine recht beträchtliche Summe aus, und ich nehme mit innerer Angſt wahr, wie mein Kapital, das mir ſo enorm dünkte, zuſammenſchmilzt. Noch brauche ich mir keine Entbehrungen aufzuerlegen, aber ich ſehe mit angſtvoller Spannung einer endlichen Anſtellung entgegen.

Den 10. Januar 1884.

Arlet tröſtet mich mit Beiſpielen von Künſtlern, die gleich mir lange mit Mißgeſchick aller Art kämpften, bevor ſie zum Ziel gelangten. Nebenbei klingt noch immer ein leiſer Vorwurf durch, weshalb ich mir dieſe Karriere erzwungen. — Noch neulich riet er mir, lieber den Gedanken an die Bühne aufzugeben und Konzertſängerin zu werden. Er deutete an, in einer Weiſe, die nichts Verletzendes für mich hatte, daß Papa ſich leichter mit dieſem Beruf ausſöhnen und mir ſo eine Wiedervereinigung mit meiner Familie ermöglicht würde. Doch das käme mir feige vor. Alles, was ich ſeit Jahren erträumt, aufgeben, nach dem erſten mißglückten Verſuch! Und ſelbſt wenn ich dieſe Selbſtüberwindung beſäße, ich kann nicht! Was ſoll aus den Koſtümen werden, die jetzt einen Teil meines Kapitals repräſentieren? ſollen ſie unnütz gekauft ſein, zu Schleuderpreiſen weggegeben werden? — Nimmermehr!

Den 20. Januar.

Ich befinde mich in einem argen Dilemma. Ich verſprach Arlet nichts Entſcheidendes zu tun ohne ſeine Einwilligung und ſehe jetzt, daß ich etwas verſprochen habe, was ich nicht halten kann,

In K. iſt das Fach der jugendlich-dramatiſchen Sängerin vakant. Der Agent verſtändigte mich davon und verlangt, falls ich darauf reflektiere, ſofortige Entſcheidung. Ich begab mich unmittelbar nach Empfang ſeines Schreibens zu ihm ins Komptoir, um das Nähere zu erfragen. Die Stellung ſoll, wie er andeutete, durch den Charakter des Direktors etwas ſchwierig ſein, ſonſt hat ſie viel für ſich. Bei der ausgeſprochenen Muſikliebe der dortigen ſlaviſchen Bevölkerung wird die Oper mehr gepflegt als ſonſt an Provinzialbühnen. Die Stadt hat der nahen Grenze wegen eine ſtarke Garniſon und das Theaterpublikum rekrutiert ſich zum größten Teil aus Militärkreiſen. Das klingt mir ſehr verlockend und heimelt mich an, das Offiziersblut in meinen Adern regt ſich. Von einem derartigen Publikum iſt doch mehr Verſtändnis zu erwarten, als von den auf ihren Geldſäcken ſitzenden Fabrikanten.

Der Direktor ist sehr dringend, da die bisherige Vertreterin des vakanten Fachs ihn „böswillig“ ohne vorherige Kündigung verlassen habe. Der Agent meinte, dies plötzliche „böswillige Verlassen“ sei an der dortigen Bühne häufig, es müsse irgend einen Haken haben, dem Direktor sei es schwer, sein Bühnenpersonal vollzählig zu erhalten. Aus diesem Grunde sehe er sich auch gezwungen, jedem neuengagierten Mitglied das Reisegeld pränumerando zu zahlen, sonst lasse sich niemand darauf ein, die weite Reise ins ungewisse zu machen. Jedenfalls riskiere ich in pekuniärer Beziehung nichts. Ich habe dem Agenten versprochen, mich noch heute zu entscheiden. Es ist mir beinahe lieb, daß ich auf diese Weise nicht die Möglichkeit habe, Arlet zu benachrichtigen und seine Meinung einzuholen. Ich fürchte, er könnte mir in seiner übergroßen Besorgnis abraten.

K., den 25. Januar.

Es ist mir doch seltsam beklommen zu Mut, daß ich mich so ohne Abschied weggeschlichen habe! Auf der ganzen Fahrt kam ich mir vor, wie auf der Flucht. Vergebens versuchte ich, durch das Anschauen der Landschaft meine Gedanken zum Schweigen zu bringen; auch die Gegenden, durch welche unser Zug brauste, hatten etwas Niederdrückendes, Atembeklemmendes in ihrer trostlosen Öde und Einförmigkeit. Diese weiten schneebedeckten Flächen mit den verstreuten halbverwehten Hütten, von deren Dächern beim Nahen des Zugs Scharen von Krähen krächzend aufflogen und mit heiserem Geschrei eine Strecke lang unsere Begleiter blieben, bis sie, in ihrer Hoffnung, etwas Eßbares zu finden, getäuscht, ermüdet auf irgend einen entblätterten Baum niedersinken, der wie ein schwarzes Skelett sich scharf vom grauen Winterhimmel abzeichnet. Es durchschauerte mich, obgleich unser Waggon gut geheizt war, als ob der Anblick der erstarrten Natur mir das Herz in der Brust durchkältete.

Meine Reisegefährten verhielten sich schweigsam; jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Es war spät in der Nacht, als ich hier anlangte. Das Hotel, welches mir unterwegs empfohlen wurde, ist elegant angelegt, doch sieht alles hier etwas verkommen aus: die Polstermöbel verblichen, die breiten Goldrahmen der Spiegel und Ölgemälde von Fliegen beschmutzt. Selbst der Frack des Zimmerkellners sieht abgenutzt und verstaubt aus. Ich wurde bei der Ankunft nach meinem Paß gefragt, man merkt die Nähe der Grenze. Unwillkürlich überkommt einen ein Gefühl der Unsicherheit, des Unbehagens. Ich habe mir fest vorgenommen, mich nicht durch Stimmungen beeinflussen zu lassen. Die lange Fahrt hat mich so müde gemacht, daß ich gut zu schlafen gedenke.

Den 26. Januar.

Mein Kopf war etwas eingenommen, als ich heute früh durch den Straßenlärm aufgeweckt wurde. Das Schreien, Peitschenknallen, Pferdegetrappel und Wagengerassel war so betäubend, daß ich anfangs wähnte, es müsse irgend eine besondere Veranlassung haben, ein Kirchenfeiertag sein, Jahrmarkt oder dergleichen. Wie mir der Kellner auf meine Frage versicherte, ist dies der tägliche Straßenlärm, wie ihn die Lebhaftigkeit der slavischen Bevölkerung mit sich bringt.

Nach eingenommenem Morgenkaffee machte ich mit einigem Herzklopfen Toilette, um mich zum Direktor zu begeben. Ich war eben dabei, mir vor dem Spiegel den Hut aufzusetzen, als an meine Tür geklopft, und ehe ich noch Zeit gehabt, herein zu rufen, dieselbe weit aufgerissen war. Auf der Schwelle stand ein Herr in mittleren Jahren mit gesucht jugendlicher Haltung. Mir beide Hände zum Gruß entgegenstreckend, blieb er einen Augenblick in der

geöffneten Tür stehen. Das neugierige Gesicht des Kellners tauchte hinter ihm auf, verschwand aber sofort, als ich hinblickte, und die Tür fiel hinter meinem Besuch leise ins Schloß.

Eine wohltönende Stimme schlug an mein Ohr: „Es freut mich, mein Fräulein, daß Sie den Mut gehabt, sich ohne die Begleitung einer schützenden Duenna in unsere Gegend zu wagen. Ein recht unbequemes Möbel, solch eine Duenna, und im Grunde ganz überflüssig. Ihre Ankunft wurde mir bereits gestern abend durch ein Telegramm Müllers gemeldet, und ich begab mich sofort hierher, um mich zu überzeugen, wie Sie die Strapazen der Reise überstanden haben und ob Sie so weit restauriert sind, morgen früh bereits eine Probe mitzumachen. Wir studieren eben „Carmen" und meine Ehegesponsin, welche aushilfsweise in letzter Zeit die jugendlichen Partien gesungen, wird froh sein, die unbequeme Last auf jüngere Schultern abwälzen zu können, und sich wieder auf das Gebiet der Mütter und Ehrendamen, auf welchem sie seit Jahren Lorbeeren geerntet, zurückziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die **„Deutsche Monatsschrift für Rußland"**

erscheint am 1. Dienstag jeden Monats in Heften von 5—6 Bogen.

Bezugspreis: jährlich 5 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. 50 Kop., monatlich 50 Kop. Mit Zustellung durch die Post jährlich 5 Rbl. 50 Kop., halbjährlich 2 Rbl. 75 Kop., monatlich 60 Kop. Für das Ausland: jährlich 12 Mark, halbjährlich 6 Mark, Einzelhefte 1 Mark 20 Pf.

Preise für Anzeigen: 1 Seite — 20 Rbl. (43 Mark), 1/2 Seite — 10 Rbl. (22 Mark), 1/4 Seite — 6 Rbl. (13 Mark), 1/8 Seite — 3 Rbl. (6 Mark 50 Pf.). Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. (65 Mark). Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Bestellungen auf Abonnements nehmen entgegen alle größeren Buchhandlungen oder der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstraße 20, Postfach 317; in letzterem Falle ist Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erwünscht.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20 (Ревель. Эстляндск. губ. Татарская 20).

Unverlangt eingesandten **Manuskripten** muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

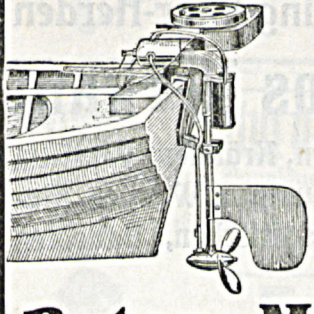
Beim Wintersport in Schnee und Eis erhält man sich eine weiche, glänzende Haut und verhindert ihr Aufspringen durch steten Gebrauch von „Lecina-Seife". Vermöge ihres Gehaltes an „Lecithin" hat sie eine außerordentlich anregende und wohltuende Wirkung. Das „Lecithin" der Seife dringt direkt in die Poren der Haut ein und wirkt dadurch beruhigend auf die vom Sport erregten Nerven. Weiter werden bei regelmäßigem Gebrauch die erschlafften, ermüdeten Hautgefäße zu neuer intensiver Tätigkeit angespornt, was bewirkt, daß die Blutzirkulation sich steigert und alle Unreinheiten des Teints und der Haut ausgeschaltet werden. — Beim Kauf achte man genau auf den gesetzlich geschützten Namen „Lecina". Alleiniger Fabrikant Ferd. Mülhens, Glockengasse Nr. 4711, Köln, Riga. Stück nur 40 Kop. Zu haben im eigenen Verkaufslokal, Scheunenstraße 15, gegenüber der Kaufstraße, sowie in allen Apotheken, Parfümerie- und Drogenhandlungen.

Fabrik-Niederlage

Schwedischer Landwirtschaftlicher Maschinen

Silfverhjelm & Ullgren

I. Weidendamm Nr. 11, Riga.



Anhänge Motore

„VELOX"

direkt umsteuerbar,

passende Boote aus I-a schwedischen Kiefern.

Beton-Mischungs-Maschinen

für Hand- und Kraftbetrieb. — Offerten auf Verlangen.



CHRISTLICHES HOSPIZ

der Rigaer Stadt-Diakonie

= ABSTEIGEQUARTIER I. RANGES =

Komfortabler NEUBAU in ruhiger vornehmer Lage an der Nikolaistraße

ERÖFFNUNG DES NEUBAUES HERBST 1914

C. F. REHM, RIGA

Alexanderstrasse 31

Telephon 519, 1173 □ □ Telegr.-Adr.: Rehm — Riga



Permanente Ausstellung
kompletter sanitärer Anlagen

Permanente Ausstellung
von Senking-Spar-Herden

Engros Verkauf

von Röhren, Krähnen, Ventilen, Kesseln, Pumpen, Wannen, Klosetts, Waschtischen, Badeöfen

:: Man verlange Preislisten, Offerten ::

Buchhandlung von G. LÖFFLER, Riga. Sandstr. 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Heimatbuch.

Für die baltische Jugend herausgegeben von **L. Görtz** und **A. Brosse.**
Erster Teil. Zweite Auflage. 1909. 170 Seiten. Preis gebunden Rbl. 1.—
Zweiter Teil: 255 Seiten, mit einer historischen und einer politischen Karte der Ostseeprovinzen. Preis gebunden Rbl. 1.80.

Aug. Tecklenburg referiert in „Vergangenheit und Gegenwart" III. in folgender Weise über die trefflichen Bücher:

Ganz aus dem Rahmen der bisher besprochenen Bücher heraus treten Goertz und Brosse mit ihrem Heimatbuche für die baltische Jugend. Was an Märchen und Sagen, Poesie und Prosa, an deutschem Empfinden und geschichtlichem Sinn, an Liebe zur Heimat und Kenntnis des Heimatbodens aus alten Zeiten her bis in die Gegenwart in den russischen Ostseeprovinzen steckt, davon ist in diesem Buche ein großer Teil als ein köstlicher Schatz zusammengetragen. Daraus werden die Lehrer ihre Schüler trinken lassen wie aus einem erfrischenden Quell, und für die alten wird es ein Genuß sein, daheim in diesem prächtigen Hausbuche zu lesen. Hier ist eine Fundgrube für die baltischen Schulen für die so notwendige Belebung des Geschichtsunterrichts durch heimatliche Züge. Ehe wird nicht in allen Gauen des Reichs ähnliche Bücher haben, wird's mit der Grundlegung und Ausgestaltung des Geschichtsunterrichts nach der heimatlichen Seite hin noch gute Wege haben.

Engl. Magazin J. Redlich, Riga.



Englische Fussbälle
sowie
sämtliches Zubehör für das Fußball-Spiel.
Tennis-Schläger
erstklassiger Firmen.
Illustrierter Sport-Katalog zu gefl. Verfügung.

Reklame-Institut u. Zeichen-Bureau J. J. Liebermann, Riga,

Elisabethstr. 22. Tel. 81-81.
Anfertigung von Bauplänen, sowie für Villen und andere Gebäude. Maschinenzeichnungen. Pläne für Feldmessungen und elektr. Beleuchtungen. Künstl. Anfertigung von Porträt-Vergrößerungen, Plakaten, Clichés und modernen Dekorationen.



F. Stadler, Riga,

Telephon 5917.
Kl. Königstr. 17.
Photographische Apparate und Bedarfsartikel,
Projektionsartikel, Lichtbilder-Serien.
Kataloge kostenlos.

GALA PETER



Zur gefl. Beachtung!

Die **Milchchocolade D. Peter** ist als die **Erste** in den Handel gekommen.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß der **Erfinder** dieses vorzüglichen Nahrungsmittels **D. Peter** in Vevey ist. Er hat diese Chocolade während einer Reihe von Jahren allein fabriziert und sich in deren, eine besondere Sorgfalt erheischenden Fabrikation Erfahrung und einen Namen erworben, **wie kein Zweiter.**

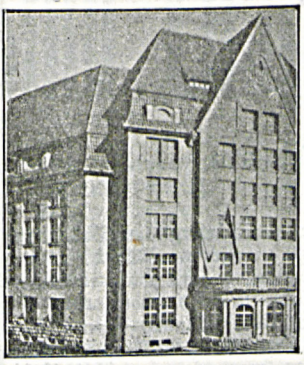
D. Peter hat seine Erfindung geschaffen, um damit **Kranken** sowohl wie auch **Gesunden** ein in **hygienischer** Hinsicht **erstklassiges Nahrungsmittel** bieten zu können.

„Gala Peter" enthält wenig Zucker und reizt nicht den Durst.

Peter & Kohler,
Chocolats Suisses S. A.
VEVEY.

Vertreter für die Ostseeprovinzen:

J. A. MENTZENDORFF & Ko., RIGA, Kaufstraße № 5/7.



J. J. Lorentzen & Ko.

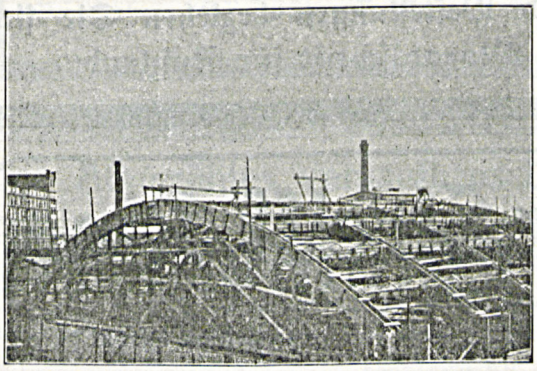
Ingenieurbüro, Eisenbetonbau u. Tiefbau Unternehmung.

Riga,
I. Weidendamm Nr. 8.
Telefon 50-95.

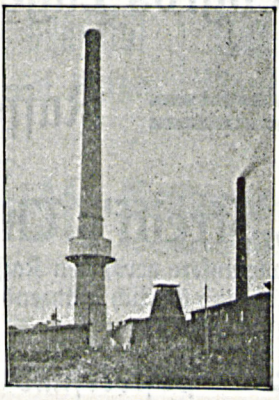
St. Petersburg,
Wass. Ostrow, 11. Lin. 12—32.
Telefon 252-12.

Beton- und Eisenbeton-Bauten

für Hoch- und Tiefbauten.



Komplette Gebäudeanlagen, Fabrikbauten, Lagerhäuser, Silos, Brücken, Ufermauern, Wasserbehälter, Wassertürme, Kläranlagen, Stollen, Turbinenanlagen, Schächte, Wehre, Gerinne, Kanäle, Umzäunungen, Bodenuntersuchungen u. Ausführung schwieriger Fundierungen.



Modernster maschineller Baubetrieb.
Kürzeste Bauzeit.

Entwürfe

mit Kostenanschlägen für alle Bauarbeiten.

Buchhandlung G. Löffler, Riga. Sandstr. 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Schiller

Die Geschichte seines Lebens

Von seinem Urenkel

Alexander von Gleichen-Rußwurm

brosch. Rbl. 4.68, geb. Rbl. 6.—

Der Verfasser will eine Lebensgeschichte in des Wortes ursprünglicher Bedeutung geben, ohne sie durch philologische und literarische Kritik zu verwirren Für diese Aufgabe ist er vorbestimmt durch eine Reihe glücklicher Umstände, wie sie wohl in keinem ähnlichen Falle zusammengetroffen sind. Als Urenkel Schillers ist er, der mütterlich früh Verwaiste, von seiner Großmutter Emilie Gleichen, geb. Schiller, in mütterlichen Obhut genommen worden, und so hat er den Gegenstand seiner Darstellung nicht wie andere durch Bücher und Studium mühsam erworben, sondern das, was er uns erzählt, ist bis ins einzelne hinein sozusagen mit ihm aufgewachsen, ihm ins Bewußtsein und ins Herz übergegangen und ist ihm nicht nur gelehrte Stoff, sondern ehrwürdige Familientradition, höchster persönlicher Schatz.

Bei Anfragen und Bestellungen beziehen Sie sich bitte auf die „Deutsche Monatsschrift für Rußland".

Gebrüder Streiff, Riga

Marstallstraße Nr. 6, im eigenen Hause.

Telegramm-Adr.: „Streiff". Fernsprecher Nr. 540.

Engros Lager von Kolonialwaren etc.

Kaffee-Import.

Kaffee-Groß-Rösterei.

Alleinige Produzenten von

„Streiff's Thum-Kaffee" (gesetzlich geschützt). Unter diesem Namen bringen wir unsere gerösteten Kaffees in den Handel, die alle nach dem wissenschaftlich und ärztlich glänzend begutachteten „Thum-Verfahren" behandelt sind.

Broschüren kostenlos.

Postversand nach allen Städten Rußlands.

Sind Lungenleiden heilbar?

Diese äußerst wichtige Frage beschäftigt wohl alle, die an **Asthma, Lungen- und Kehlkopfschwindsucht, Lungenspitzenkatarrh, veraltetem Husten, Verschleimung, lange bestehender Heiserkeit** leiden und bisher keine Heilung fanden. Alle derartigen Kranken erhalten von uns **umsonst ein Buch mit Abbildungen** aus der Feder des Herrn **Dr. med. Guttmann,** Chefarzt der Finsenkuranstalt in Berlin, über das Thema: **„Sind Lungenleiden heilbar?“.** Tausende, die unsere bewährte Puhlmann-Caleopsis bisher gebraucht haben, preisen sie. Praktische **Ärzte** haben dieses Mittel als hervorragendes Diätetikum bei **Lungentuberkulose (Schwindsucht), Asthma, chronischem Bronchial- und Kehlkopfkatarrh** gebraucht und gelobt. Es ist kein **Geheimmittel,** es besteht aus den **Lieberschen Kräutern,** welche laut **obrigkeitlicher Verordnung** dem freien Verkehr überlassen sind. Sie sind aber nur dann wirksam, wenn sie auf vulkanischem Boden wild gewachsen sind. In Rußland ist die echte, auf vulkanischem Boden gewachsene Puhlmann-Caleopsis nur von uns zu haben. Um jedem Kranken **ohne jedes Risiko** Gelegenheit zu geben, sich Aufklärung über die Art seines Leidens zu verschaffen, übersenden wir jedem Kranken ein Buch über **„Sind Lungenleiden heilbar?“ vollständig umsonst.** Man schreibe nur eine Postkarte mit Angabe seiner genauen Adresse an das

Versandhaus **H. Sööte (Г. Сете), Riga** 147, Alexanderstr. 13.

Als größtes Verkaufhaus Deutschlands für

Harmoniums und Pianos

mit einem jährl. Verkaufe von 3100 Instrumenten grösstenteils direkt an Private empfehlen wir

Hofberg Harmoniums | **Thomas** Harmoniums | **Brüning & Bongardt** Harmoniums u. Pianos | **Mand** Pianos

die feinsten deutschen Marken.

Brüning & Bongardt, Barmen (Deutschland).

Fordern Sie bei Bedarf gratis und franko unseren großen reich illustrierten und mit vielen nützlichen Beschreibungen versehenen Pracht-Katalog für Rußland. Derselbe enthält **nur** Rubel-Preise, welche sich verzollt und franko jeder Bahn-Station des europäischen Rußlands verstehen. Jeder Käufer weiß also sofort, was ihm das Instrument ohne weitere Auslagen genau kostet.

Buchhandlung von G. Löffler. Riga, Sandstr. 20. Telephon 1580. Postfach 317.

Kalewala.

Das Nationalepos der Finnen.

Nach der Übersetzung von Anton Schiefner neu herausgegeben von **Martin Buber.**
Ausstattung und Einband von E. R Weiß.

Geheftet M. 12.—, in Halbpergament gebunden M. 15.—, Luxusausgabe (100 Exemplare), auf Bütten in der Presse numeriert, in Schweinsleder M. 40.—.

Jakob Grimm reiht das Kalewala unter die größten Volksepen ein: an lebendigem und tiefem Naturgefühl sei es einzig den indischen Dichtungen zu vergleichen. **Max Müller stellt es neben die Ilias und Odyssee.**

Es nimmt unter den Volksepen eine Sonderstellung ein dadurch, daß es das einzige ist, dessen Entstehung und Zusammenbildung aus uralten Gesängen man fast lückenlos überschauen kann: es ist in den Jahren 1828—1848 von einem Finnen, der aus dem Volke stammt, Elias Lönnrot, mit unbefangener Treue komponiert worden, fast ohne eigene Zutaten und mit glücklich aufbauender Hand. „Das Kalewala", sagt Lafcadio Hearn, „ist die einzige wesenhafte musikalische Epopöe, die ich kenne. Orpheus ist ein plumper Marktschreier neben Wäinämöinen und den Freiern. Die Begebenheiten sind zauberhafter, ungeheurer als irgendetwas im Talmud, im Ramayana oder Mahabharata." Trotz der bedeutenden Vorzüge der Schiefnerschen Übertragung durfte sie nicht unverändert abgedruckt werden. Irrtümer mußten berichtigt, zahlreiche sprachliche Schwerfälligkeiten verbessert werden. So hat Martin Buber, der diese Arbeit unternahm, in manchen Gesängen bis zu einem Drittel die Verse ändern müssen. Er hat die Ausgabe überdies durch einen umfangreichen Anmerkungenteil, der alle zum Verständnis des Textes nötigen Erklärungen enthält und durch ein Nachwort bereichert, das die Entstehung des Epos schildert und seine Bedeutung charakterisiert. Und es liegt hier in mustergültiger Ausgabe zum ersten Male deutsch vor **ein Meisterwerk der Weltliteratur.**

„Baltische Sport-Zeitung"

Offizielles Organ des Kaiserlichen Balt. Automobil- und Aero-Klubs

und des Balt. Automobil-Klubs und des Rigaer Reit-Klubs

∴ JÄHRLICH 24 HEFTE ∴

Behandelt reich illustr.: Automobil- und Wassersport, Pferdesport, Lawn-Tennis, Athletik, Wintersport etc.

Preis pro Jahr R. 6.—. 1/2 Jahr R. 3.—
Per Kreuzband:
1 Jahr Rbl. 7.50. 1/2 Jahr Rbl. 3.75

Alle Buchhandlungen nehmen Abonnements entgegen oder direkt durch die

Geschäftsstelle der „Baltischen Sport-Zeitung"
Riga, Wallstr. 12. Telephon 68-26

Neue physikalische Behandlungsmethode

von Lungenkrankheiten, Blutarmut, Asthma, Keuchhusten, Herzschwäche, Schlaflosigkeit vermittelst der

Lungen-Saug-Maske

nach Stabsarzt Dr. Kuhn.

Anwendung täglich ca. 2 Stunden.

Verlangen Sie bitte Gebrauchsanweisung.

Jeder Maske wird eine Gebrauchsanweisung beigelegt.



Erfolge: Bei Erkrankungen der Atmungsorgane, spez. Lungentuberkulose, Blutarmut und Bleichsucht, Asthma (bronchiale), Schlaflosigkeit, Schwächezuständen des Herzens und Herzfehlern ꝛc.

Arthur Wittberg, Riga,

Telephon 64—67. Spezial-Geschäft **Gr. Jungfernstr. 5.**

Chirurg. Instrumente und Artikel zur Krankenpflege.

Spezialartikel in Bruchbandagen, Leibbinden und Gummistrümpfen für Krampfadern.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit auffsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöcherten Metalldecken versehenen Flakons schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflakons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflakons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflakons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur 3/4 bis 7/8 Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateßwaren-Handlungen zu haben.

J. A. Mentzendorff & Ko.

gegründet 1800

Kaufstrasse № 5/7 **Riga** Telefon № 189

Wein-Handlung

Grosses wohlassortiertes Lager

Roter und weisser Bordeaux-Weine

Rhein- und Moselweine bis zu den höchsten Schlossabzügen

Spanischer u. Portugiesischer Weine

Alter Tokayer Weine etc. etc.

Französische Champagner der renommiertesten Marken

Französische, Holländische und Italienische **Liqueure**

Russische Weine und Champagner

□ □ □

Havana-Zigarren

direkter Import

Deutsche und Holländ. Zigarren

in Packungen à 50, 25 und 10 Stück

In vorliegendem Hefte genannte Bücher:

Bjely, Andrej. Die silberne Taube. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Lully Wiebesk 433 S. Geb. Rbl. 3.90.

Keyserling, Hermann Graf. Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Natur geschehen und menschlicher Vorstellungswelt. 2. Aufl. 285 S. Geb. Rbl. 3.60.

— Zwei Reden: Germanische u. Romanische Kultur. Vom Interesse der Geschichte. 58 S. 83 Kop.

— Schopenhauer als Verbilder. 127 S. Geb. Rbl. 1.20.

— Prolegomena zur Naturphilosophie. 159 S. Geb. Rbl. 3.60.

— Kulturprobleme des Orients und des Okzidents. 30 S. Geb. 60 Kop.

— Individuum und Zeitgeist. Rede gehalten zu Reval am 15./XII 08. 23 S. 40 Kop.

— Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie. 382 S. Geb. R. 3.60.

— Entwicklungshemmungen. Mahnwort an unsere Zeit. 19 S. 28 Kop.

Pantenius, Theodor H. Wilhelm Wolfschild. Roman in 2 Bd. 589 S. Geb. Rbl. 4.80.

— Allein und Frei. Roman in 2 Bänden. 908 S. Geb. Rbl. 4.80.

— Aus meinen Jugendjahren. 246 S. Geb. Rbl. 3.—.

— Das rote Gold. Roman. 380 S. Geb. Rbl. 2.40.

— Der falsche Demetrius. Mit 91 Abbildungen. 124 S. Rbl. 1.80.

Pantenius, Theodor H. Die von Kelles. Ein Roman aus Livlands Vergangenheit. 2 Bände. 719 S. Geb. Rbl. 4.80.

— Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Gegenwart. Mit einer Karte. 264 S. Geb. Rbl. 4.80.

— Im Gottesländchen. Zwei Erzählungen aus dem kurländischen Leben. 408 S. Geb. Rbl. 2.40.

— Im Banne der Vergangenheit. Erzählung aus dem kurländischen Leben. 381 S. Geb. R. 2.40.

— Kurländische Geschichten. 332 S. —.50 K.

Rehmke, Prof. Dr. Johannes. Anmerkungen zur Grundwissenschaft. I. Identität und Einzelwesen. II. Einzelwesen u. Vorgang. III. Einzelwesen und Tätigkeit. IV. Bewußtsein und Subjekt. 132 S. Rbl. 2.20.

— Grundriß der Geschichte der Philosophie. II. Auflage. 289 S. Geb. Rbl 3 42.

— Die Willensfreiheit. 146 S. Geb. Rbl. 2 52.

— Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. II. Aufl. 547 S. Rbl. 5.50.

— Philosophie als Grundwissenschaft. 706 G. Rbl. 4.95.

— Zur Lehre vom Gemüt. Psycholog. Untersuchungen. II. Aufl. 115 S. Rbl. 165.

Schrenck, Burch. von. Die Säuglingssterblichkeit in Riga in den Jahren 1881 bis 1911. Mit Berücksichtigung der Säuglingsfürsorge. Rbl. 1.—.

— Beiträge zur Statistik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung. II. Bd. Rigas natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911. Rbl. 3.—.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstraße 20. Telephon 15-80. Postfach 317.

Kathreiners Kneipp Malzkaffee

nur echt in diesen Paketen



WARNUNG
VOR NACHAHMUNGEN!

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, Riga.

Buchdr. der „Revalschen Zeitung", Reval. Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Eggers.**